Mitauische

Monatsschrift.

April, 1784.

Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Ueber die Wanderungen der Wissenschaften.

Die Geschichte der Wissenschaften macht einen wichtigen Theil der Geschichte des menschlichen Geschlechts aus. Ihre Schicksale, Würdigungen und abwechselnder Wohlstand in diesem, oder jenem Theile der bewohnten Erde, leiten auf eigne reichhaltige Betrachtungen, die, wenn sie von einem recht philosophischen Kopfe bearbeitet würden, für viele beschämend und niederschlagend, und für eben so viele lehrreich und erhebend, zu Vernichtung mancher noch fort herrschender Vorurtheile brauchbar und der allgemeinen Kenntniß von dem Verfall und der Veredlung des menschlichen Geists ganz besonders vortheilhaft seyn müßten.

Diesen großen Gegenstand in seinem großen Umfange ganz aufzunehmen, das ist nicht das Werk einiger guten Stunden; nicht weniger Blät-

ter

Werk: aber es kann doch nicht schaden, auch nur Einer guten Stunde Gedanken zu Papiere zu bringen, um wenigstens bey Männern von weitschichtigern Kenntnissen und weitfassendern Geistesgaben über diese reiche Materie weiteres Nachdenken zu veranlassen.

Ich will hier blos, so gut ichs nach meinen Einsichten vermag, auf die Beantwortung folgender Fragen mich einschränken: Wenn und wo blüheten die Wissenschaften vorzüglich? wie kamen sie von einem Volke zu dem andern, und was veranlaßte diese Wanderungen? wie verhält sich ihr itziger Flor gegen den des Alterthums, und was läßt sich von ihren künftigen Schicksalen mit einiger Wahrscheinlichkeit muthmaßen? —

Fast scheint es, es sey von jeher und auf immer im Rathe der unerforschlichen göttlichen Weltregierung beschlossen, nicht alle Theile der bewohnbaren Erde durch Wissenschaften zu beglücken; nur immer einem auserkohrnen Theile dieser großen Masse ward das Heil der Aufklärung und Kultur von Anbeginn verliehn, und auch dieß nicht auf einmal und allgemein, sondern strichweise, oder

perio-

periodisch. Nur an den fruchtbaren Ufern des Nil, in einem kleinen Bezirke von Asien, in Griechenland und Italien, fanden in den Tagen der Vorwelt die Musen zuweilen eine bleibende Stäte; in den neuern Jahrhunderten genießt Europa blos in seinen blühendsten Provinzen ihren ganzen wohlthätigen Einfluß. Nicht in den weiten Strecken der brennenden Zone, nicht unter dem eisernen Himmel des äußersten Norden wohnten sie je; und wenn diese sublunarische Welt nach Jahrtausende besteht, so wird doch weder in den vom Eismeer umgebnen Eilanden, noch in den heißen Sümpfen des mittägigen Amerika, der Genius der Wissenschaften Herberge suchen. Auch der Despotismus in seiner ungezügelten Willkühr und des Aberglaubens und der Intoleranz verheerende Wuth waren den Künsten immer gefährlich; wo sie hauseten, da kam nie Kultur auf, und die glücklichsten Gefilde der vorher erleuchteten Welt haben diese Wütriche gar bald in Einöden verwandelt.

Wenn aber und wo blüheten die Wissenschaften vordem? Soweit unsre Kenntniß der Vorzeit reicht, in Aegypten zuerst, dann in Griechenland,

und

und zuletzt in Rom. Mit dem Falle dieses merkwürdigen Reiches brach die Barbarey, wie ein Strom, in die ganze bewohnte Welt ein: die furchtbaren Züge der Nordländer und Scythen und die Tyranney des neuen Roms verfinsterten die Nationen überall, bis aus den Trümmern der von den Saracenen vollends zerrütteten Ueberbleibsel der römischen Macht einige noch kümmerlich erhaltne Funken der vorigen Aufklärung Europa von neuem erleuchteten, und die Wissenschaften allmählich aus ihrer abermaligen Kindheit zu der männlichen Kraft und Würde dieses Jahrhunderts gediehen.

Alle Weisheit der Aegypter war doch nur eine kostbare Pflanze, die in geheim gewartet und erhalten ward; sie war ein Erbtheil des einzigen Priesterstandes, ein Eigenthum weniger Eingeweihten, die die kleine Summe der gesammleten Kenntnisse vor unheiligen Augen, als Mysterien, einschlossen, und in ihren Tempeln und Zirkeln mit neidischer Furcht verbargen. Die so sehr gepriesenen Denkmäler ihrer Könige, der Nilbau, die Pyramiden und Obelisken, und andre der Natur abgezwungene Wunder, sind lauter Produkte des

Despo-

Despotismus, der nur ans Licht bringt, was Uebermaaß, kolassalische Größe und gewaltsame Anstrengung der menschlichen Kräfte verräth. Edler, größer und liebenswürdiger war die Weisheit und Kunst der Griechen, der einzigen glücklichen Nation, die durch Klima, Regierungsform und Gesetze nach und nach mit einer enthusiastischem Liebe zu allen Schönen und Guten befeuert, und im Laufe der bewundernswürdigsten Thaten die bewundernswürdigsten Werke des Geistes und des Witzes hervorzubringen gestimmt war. Es ist wahr, ihre großen Männer bildeten sich zum Theil durch Reisen nach Aegypten, dem damaligen Mutterlande der spekulativen Pphilosophie; sie brachten Kenntniß der Gesetze, der mechanischen Künste, des Ackerbaues, der Manufakturen und der Religionsgeheimnisse daher; aber die wahren ächten Kinder der schönen Natur, die Beredsamkeit, die Dichtkunst, die angenehme Philosophie des Lebens, Bildhauerkunst und Malerey, erwuchsen allein auf griechischem Boden. Athen in seinen schönsten Tagen war der Sitz aller Musen und Grazien, während daß die größte Hälfte der bewohnten Welt in

Unwis-

Unwissenheit und Barbarey schmachtete: da flammte das allerhellende Licht der Wissenschaften am herrlichsten auf; die Künste des Kriegs und des Friedens, die Philosophie in ihrem ganzen Umfange, Mathematik, Naturkunde, Moral und Dichtkunst, erreichten in wenigen Jahrhunderten eine Vollkommenheit, deren kein folgendes Zeitalter sich rühmen kann; und als Griechenland schon, durch innern Zwist zerrüttet und entkräftet, dem stolzen Rom erlag, und nach römischen Gesetzen und mit römischer Habsucht von Römern regiert wurde, da noch war Athen die Schule des Edlen und Schönen, in der die grausamen Welteroberer Menschlichkeit lernten, und woher sie die Liebe zu den Wissenschaften und den sanften Musenkünsten in den Mittelpunkt ihres durch Uebermacht und unbegreiflichen Muth gewonnenen Reichs hinüberpflanzten. Athen blieb immer Meisterinn, und ließ um viele Schritte das herrschende Rom Jahrhunderte lang zurück: die Wissenschaften wurden in Italien nie ganz seßhaft; Griechenland und die von Griechen bewohnten Städte blieben immerfort ihr einheimischer Sitz: die schönsten Geister Roms,

Virgil und Horaz, ahmten blos die Griechen nach, und erreichten ihre Muster kaum durch die feine Korrektheit und den majestätischen Gang ihres Ausdrucks; Cicero redete die Sprache des Demosthenes; die Philosophie der römischen Denker schmiegte sich ängstlich an die verschiednen Systeme der Griechen an; sie war ein Nachhall deß, was Aristipp, Zeno, Pythagoras, oder Plato gelehrt hatten; und griechische Künstler schmückten Roms Tempel und Paläste mit ihren Meisterwerken. Der Eroberungsgeist und die unbändige Herrschsucht dieses außerordentlichen Volkes gestatteten auch größre Fortschritte in den stillen Friedenskünsten nicht; und erst, als die Welt umher unterjocht und alles römisch war, und August in vergötterter Unthätigkeit die großen Thaten seiner Vorfahren zu genießen anfieng, ward der Geschmack an Wissenschaften und Künsten allgemein herrschend: aber er verfiel auch zusehends nach seiner Regierung zugleich mit der Macht des weitverbreiteten Reiches, das von seiner eignen Schwere so sichtbar erdrückt ward. Hätte Cäsar, der große Stifter der Monarchie, diesen ungeheuren Koloß

selbst

selbst regieren und seine zu rasch aufgethürmten Grundpfeiler von allen Seiten stützen und befestigen können, dann hätte Rom, sammt der Alleinherrschaft, auch den Ruhm der Wissenschaften, den es mit den Griechen noch immer theilen mußte, vielleicht auf Jahrhunderte ganz für sich errungen, und die göttlichen Svada der griechischen Sprache wäre dann doch zuletzt übergegangen in die römische. Eine Reihe grausamer und träger Regenten nach ihm, die Bedrückungen der Statthalter in den Provinzen, Luxus und Meuterey in der Hauptstadt, die freche Ausgelassenheit der Leibwachen, und dann am Ende die Theilung des Reichs und die Schwärme tapfrer Barbaren, die Roms Herrschaft von allen Seiten beengten, versetzten diesen mächtigen Staat wunderbar schleunig in einen Stand der Hinfälligkeit und des Ersterbens, aus dem die wenigen noch zuweilen emporstrebenden Weisen ihn nicht mehr zu retten vermochten. Ganz Europa ward ein Schauplatz der unmenschlichsten Verheerungen: — an dem durch Schandthaten und Treulosigkeiten aller Art berüchtigten Hofe zu Byzanz waren Religionsstreitigkeiten und Sektirerey, zu

gro-

großem Schaden und großer Schande des kaum aufstehenden Christenthums, die würdigste Nationalgeschäfftigkeit: Griechenland war auch bis auf den kleinsten Zug das nicht mehr, was es unter den Römern noch war: und so zog die Barbarey mit Riesenschritten unaufhaltsam über die Länder; die schönsten Werke der Kunst zertrat ihr Fuß, und ihre Hand vernichtete jedes herrliche Denkmal des menschlichen Geistes, das nicht ihren Augen entrann. Erst als die Saracenen des ohnmächtigen konstantinopolitanischen Kaiserthums ein Ende machten, flüchteten, mit einigen wenigen gelehrten Kennern der alten griechischen Weisheit, Geschmack und Philosophie wieder nach Italien herüber; und von dieser Zeit an beginnt die Periode der neuern Aufklärung des gesitteten Europa. Die schönen Tage der Medicis in Italien, die Regierung der glücklichen Elisabeth in England, das sogenannte Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten, und die jüngsten dreyßig Jahre, seitdem Teutschland so sieghaft in Werken des Geistes und Witzes mit seinen scheelsüchtigen Nachbarn wetteifert; das sind die denkwürdigen Epochen der durch Griechen veranlaß-

anlaßten neuesten Verfeinerung menschlicher Sitten und Denkart. — Zweymal also haben sich Kultur und Künste aus Griechenland nach Rom herübergezogen: — wer darf hoffen, daß sie je wieder in ihren ursprünglichen Wohnsitz zurückwandern, daß Weisheit und Geschmack ihr altes Athen von neuem aufbauen und dann von Athen aus wieder in dem verödeten Aegypten einkehren werden? Wir sind kaum, was vor Jahrtausenden jene waren, aber wie viel gehört dazu, jene nun verachtete, verlaßne, mit Sklavenketten belastete Nationen zu dem umzuschaffen, was wir sind? Vielleicht, daß auch uns, nach nicht vielen Menschenaltern, dasselbe Verhängniß trifft, daß das Licht der Weisheit und der schönen Kenntnisse, die jetzt einen großen Strich von Europa so mächtig erleuchten, plötzlich unter uns erlischt, um in einem andern Welttheile desto herrlicher aufzustralen! —

Ich lenke wieder ein, um noch einen wichtigen Theil dieser Betrachtungen, das Verhältniß unsrer Wissenschaften und Kultur gegen die des Alterthums, in aller Kürze vorzustellen. —

Schon im Anfange dieses achtzehnten Jahrhunderts

derts ward unter den schönen Geistern Frankreichs mit lebhafter Hitze die große Frage bestritten: Haben die Neuern vor den Alten, oder diese vor den Neuern den Vorzug? Die ganze litterarische Welt nahm die Parthey der Alten, und behielt Recht; denn man stritt blos über Philosophie, Beredsamkeit, Dichtkunst und Künste. In unsern Tagen wäre diese Frage weit schwieriger: seit siebzig Jahren hat Europa in vielen Theilen der Wissenschaften Wunder hervorgebracht, und die Naturgeschichte, die Experimentalphysik, die Astronomie und Schiffahrtskunde sind in kurzem alle zu einer Vollkommenheit emporgewachsen, die man den Alten, selbst bey der größten Vorliebe für alles, was sie thaten und wußten, doch nicht so zuversichtlich anrühmen kann. Wir sind reicher an Erfindungen, als sie; obgleich von ihren mechanischen und Manufakturkenntnissen wenig erhalten worden ist. Es ist auch wahr, daß Aristoteles, Theophrast und Plinius in der eigentlichen Naturkunde noch immer mit vielen Neuern sich vergleichen dürfen; denn daß sie nun fast vergessen sind, das macht, daß wir sie nicht kennen, und die Naturgeschichte der Alten noch

fast

fast gar nicht bearbeitet haben: es ist ferner gewiß, daß Hippokrates, Archimedes, Euklides und Strabo noch immer in ihren verschiednen Wissenschaften und in der Art, sie zu behandeln, unübertroffen, sind; es ist eben so unwidersprechlich ausgemacht, daß die wahre Philosophie, die spekulative sowohl, als die praktische, von den Griechen am glücklichsten kultivirt und vorgetragen ward; aber alle die genannten Wissenschaften hat der Entdekkungsgeist unsers Jahrhunderts mit so vielen neuen Nebenzweigen bereichert, daß sie den Urstamm nun beynahe verdecken. Vornehmlich hat die physikalische Kenntniß des Erdbodens, die Geschichte des Himmels, die Mineralogie, die Chemie und die Welt- und Völkerkunde, durch den Fleiß eifriger Naturforscher, durch gelehrte Reisen, Erfahrungen und Versuche, seit kurzem, gegen die schwankenden Kenntnisse des Alterthums, unendlich gewonnen. Nur die wunderliche Gewohnheit unsrer größten Denker, alles in systematische Form zu bringen und kunstmäßig zu bearbeiten, entzieht ihren Wahrheiten den angenehmen und reizenden Anstand, den die Redseligkeit der Alten den ihrigen zu

geben

geben wußte. Buffon, Franklin, der spitzfindige Priſtley, Beccaria, Raynal, dieſer lehrreichſte Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, und nur noch wenige ſeiner Nation, machen in dieſem Falle Ausnahmen: ihre Werke ſind mit einer gewiſſen gefälligen Ernſthaftigkeit, mit einer Anmuth und einem Feuer geſchrieben, die ſie vor der Vernichtung, gleich denen des Alterthums, auf ewig ſichern werden. Aber in Teutſchland ſind wir im Ganzen ſo weit nicht: unter unſern gelehrteſten Männern findet ſich gar zu ſelten ein guter Schriftſteller; Leichtigkeit, Anmuth, unſyſtematiſcher Gang und Korrektheit fehlen zu vielen gründlichen Köpfen unſrer Nation. — Auf unſern Univerſitäten herrſcht immer noch die alte Kompendienſucht, und die große Menge der Schriftſteller von Profeſſion geht am rüſtigſten auf Nomenklatur und Wiederholungen aus. Selbſt unſre ſcharfſinnigern Forſcher und Kenner der wichtigſten Kenntniſſe ließen ſich in ihren voluminöſen Werken nie bis zur Popularität herab; die Kunſt der ſchönen Einkleidung, die ſich ſo leicht überall Eingang verſchaffet, ſchien ihnen fremd, oder unbeträchtlich zu ſeyn. Das

kömmt

kömmt daher, daß wir die schönen Wissenschaften, bey aller scheinbaren Liebhaberey, nicht gründlich genug treiben, und die Sprache der Alten und die Sprache unsers Vaterlandes nicht mit rechter Anwendung studiren. Das macht auch, daß, obschon wir an Kenntnissen die Alten zu übertreffen scheinen, wir doch so weit in den Werken des guten Geschmacks und des Witzes, in der Kunst der Behandlung wissenschaftlicher Materien und des edlen Vortrags, hinter ihnen zurückbleiben. —

Aber sollten seit den Tagen Leo des Zehnten, in fast vierhundert Jahren, bey der großen Kultur, bey dem Luxus und Ueberflusse, den Peru's Goldgruben über Europa verbreiteten, sollten in diesen mitunter schönen und goldnen Zeiten, unter Welschen, Britten, Franzosen und Teutschen, nie Geister gearbeitet haben, deren Werke den Reiz und die Lieblichkeit der griechischen athmen? Haben wir nicht Geschichtschreiber, Redner, Dichter, Maler und Bildhauer, die der Unsterblichkeit werth sind, wie jene?

Darauf läßt viel und mancherley sich antworten; ich will das auffallendste kurz zusammenfassen.

sen. — Bey den Alten waren die schönen Wissenschaften etwas ganz anders, als sie jetzt sind; sie waren, nebst der persönlichen Tapferkeit das einzige Mittel, sich empor zu schwingen und Etwas im Staate zu gelten. Wir wissen, wie mächtig, zum Exempel, in den Zeiten der sinkenden Freyheit die Redner gegen Philipps Tyranney das athenienssische Volk in Harnisch erhielten: Herodot las vor dem ganzen versammleten Griechenlande, während die Spiele zu Olympia, seine Geschichtbücher sehr feyerlich vor, und Tyrtäus führte mit Kriegsliedern die wankenden Truppen seiner Vaterstadt in die Schlacht. Kein Wunder, daß Bredsamkeit und Dichtkunst zu solcher Vollkommenheit gediehen! Anders auch, als in unsern Zeiten, war es mit den schönen Künsten. Die Werkstäten der großen Meister wurden von den größten Männern des Staats täglich und stündlich, gleich heiligen Oertern, besucht, und die Werke des Künstlers waren ein Gegenstand des Nationalruhms, der Religion und der Nationalbetriebsamkeit; daher die bewundernswürdigen Meisterstücke der Baukunst und Bildnerey, die keine Nation je wieder hervorbringen wird,

und die wir kaum denken würden, wenn nicht in wenigen ächten Religion und in den selbst von der Zeit nicht ganz vernichteten Ruinen ihre Werklichkeit vor unsern Augen läge. So groß ist in unsern Zeiten der Einfluß des Redners, des Dichters und des Künstlers nicht. Ihre Produkte sind nur Gegenstände der neugierigen Augen, oder Ergötzungen des Ohrs, ohne das jemand den hohen Werth in sie setzt, den der männlichere Geschmack der Alten ihnen beylegte. Nicht wirken unsre Redner, Dichter und Künstler so sichtbar in die Geschäffte des Staats, nicht greift ihre gesammte Kraft irgend in die politische Glückseligkeit der Völker ein. Höchstens gewinnen nun unsre Sitten und unsre Bequemlichkeit durch ihren Wohlstand. — England und Italien haben ihren Arioſt und Milton, ihren Swift und Aretin, und die jüngste Periode des französischen Witzes prangt mit Schriftstellern, denen man den Namen der Philosophen so rühmlich beygelegt hat; in Teutschland haben fast alle Dichtarten, alle die verschiednen Gattungen der Wohlredenheit und des schönen Vortrags, ihre Meister gefunden: sie strebten und streben alle den

Grie-

Griechen nach; aber nicht Armuth und Gebrechen des Geistes, sondern der veränderte Lauf des menschlichen Lebens, viele politische Mängel unsrer Welt, und die blos auf Handlungsgrundsätze gegründete Mischung der Nationen, Sprachen und Sitten untereinander, sind Schuld, daß ihren Werken die Festigkeit und Anmuth der ältern Zeiten mangelt. Die Philosophie, die neuerlich Diderot, Hume, Marmontel, Rousseau, Mercier und Raynal, trotz allem Geschrey des Pedantismus und des falschen Religionseifers, allgemein eingeführt haben, ist vor allen ihren Schwestern allein vorgedrungen: sie hat die Großen erleuchtet, die falschen Finanzsysteme erschüttert, Irrthum und Vorurtheil vernichtet, die Menschen menschlicher gemacht, und der Duldung und christlichen Verträglichkeit unter den Nationen ihr Daseyn gegeben. Der herrlichste Ruhm, den unser Jahrhundert vor den vorhergehenden voraus hat, ist, daß, von der Philosophie geleitet, die Menschlichkeit und die gesunde Vernunft nun endlich immer lauter in unsern Kabinetten und Gerichtssälen sprechen, daß wir die barbarischen Gesetze der Vorfahren,

ren, die Tortur und andre gräuliche Gebräuche der vergangenen Tage nicht mehr kennen, daß das Kezzergericht mit seinen Scheiterhaufen und Schwefelbränden selbst in Italien und Rom verabscheuet wird, daß die verschiednen Religionspartheyen von Tag zu Tage mehr einer klugen und geruhigen Vertragsamkeit sich nähern, die die von Gott geknüpften Bande der Menschheit immer enger zusammenzieht, daß Sklavendienst und Misbrauch des Menschengeschlechts nicht mehr ihre Vertheidiger finden, und daß endlich Rechtschaffenheit, Großsinn, Wohlthätigkeit und guter froher Muth immer gemeiner und beliebter unter den Menschen werden.

Das sind die schönen Früchte, die nur Weisheit und Aufklärung reifen machen, und die nirgend zur Blüthe kamen, wo Rohheit, Verachtung der Wissenschaften und der Menschheit, Aberglaube, Beharrlichkeit an alten schädlichen Irrthümern, und das Recht des Stärkern, das keine Schonung kennt, die Nationen drückten.

Aber wie lange wird dieses reine, göttliche Licht in Europa leuchten? Wissenschaften und Künste wan-

wanderten immer: die drey alten Erdtheile genoſſen ihre wohlthätige Wärme viele Jahrhunderte; noch iſt der vierte übrig, den unſre Habſucht entvölkert und umgekehrt hat. An ſeinen nördlichen Enden hat kürzlich der Geiſt der Freyheit und des republikaniſchen Muths ſich mit fürchterlicher Macht erhoben; Europa ward durch ſeine Thaten verwirrt und entkräftet: vielleicht, daß es zuletzt ſeiner zu lange gemishandelten Sklavinn unterthan wird, und, damit die göttliche Vorſehung alles vollführe, vielleicht, daß Wiſſenſchaft, Weisheit und Künſte jenſeit des Oceans flüchten und Europa zurückſinkt in die Finſterniß und Wildheit, die noch vor weniger als tauſend Jahren, unſre Provinzen überall bedeckten! — Fern, unabſehlich fern von uns, ſey dieſer Ahndungen Erfüllung: noch iſt unſer Geſchlecht ſo ausgeartet nicht, ſie als nahe zu fürchten! —

Kleanths Hymn auf den Jevs.

Aus dem Griechischen.

Wenn ich in der Geschichte der Vorzeit auf richtige, erhabne und edle Vorstellungen und Empfindungen durch Zeit und Umstände von mir so weit entfernter Brüder treffe, so fühle ich bey jedem solchem neuen Dokumente der Alliebe des großen Menschenvaters, der die weisen und großen Seelen nicht blos in die Schranken einer, so oder so sich nennenden Menschengattung, innerhalb einer und keiner andern Zeit, zusammendrängte, Beruhigung und Freude; so wünsch ich gleich tausende um mich zu haben, um ihnen das zu zeigen, und sie an dieser meiner Freude Theil nehmen zu lassen. Hierin liegt der Grund, um welches willen ich diesen herrlichen Hymnus eines der ersten Anhänger der stoischen Philosophie, in dem man statt Zevs ja nur Gott lesen darf, übersetzte, und dem braven Manne herzlich danken will, der ihm durch ein Plätzchen in einer Sammlung einzelner Aufsätze zu einer ausgebreitetern Bekanntschaft verhilft.

Höch-

Höchster der Götter, du tausendnamiger Allbeherrscher,
Vater, Herr der Natur, der alles nach seinem Gesetze
Lenkt; — Heil dir, es müßen dich alle Sterbliche singen,
Denn dein Geschlecht sind wir, und deiner Herrlichkeit Nachhall;
Wir unter allem allein, was kreucht und lebet auf Erden.
Singen will ich dich immer, und deine Stärke verkünden.
Alles gehorsamt dir es wälzt sich rings um die Erde,
Wie du selber ihn leitest, dir willig folgsam, der Weltkreis.
Siehe, du führest im starken Arme den Diener der Allmacht,
Deinen spitzigen, nimmerentschlummernden, feurigen Donner:
Wenn sein schmetternder Strich rollt, bebts durch Himmel und Fluren;

Aber du lenkeſt auch ihn, durch das große Geſetz, das in Allem
Herrſcht, in den Lichtern des Himmels regiert, den großen und kleinen,
Der ohn' Ende du biſt über alles — der oberſte König.
Weltgeiſt, ohne dich geſchiehet auf Erden, im weiten
Göttlichen Luftraume nichts, und nichts in den Fluten des Meeres,
Außer was Frevler üben in eignem Wahne des Herzens.
Aber o! du verſtehſt, was zuviel iſt, gerade zu machen,
Schmückſt Schmuckloſes, dir iſt, was uns mißfället, gefällig.
Denn du haſt alles ſo, mit dem Böſen das Gute, vereinigt,
Daß Eins wird die ewige Richtung aller Naturen.
Ach! es weichen von ihr die Frevler unter den Menſchen

Elende,

Elende, gierig ſtets nach flüchtiger Güter Genuſſe,
Sehen ſie Gottes großes Geſetz nicht, hören es nimmer,
Alle beglückt, wenn ihm mit verſtändiger Seele ſie folgten.
Aber da jagen ſie ſonder Scheu, der eine nach dieſem,
Und nach anderem der: die, mühſamringend nach Ehre,
Die, nach Gewinn, gequält von Geiz und ſchändlicher Habſucht,
Andre, nach thieriſcher Luſt und des Leibes ſüßen Geſchäfften.
Aber, Zevs, Allgeber, Donnerer, Wolkenverſammler,
Reiße die Menſchen heraus aus dem elenden Unverſtande,
Scheuch ihn, Vater, hinweg von ihren Seelen, Vernunft laß
Herrſchen, mit welcher du gerecht über alles regiereſt,

Daß wir in heiliger Furcht, mit heiligem Danke dich ehren,
Und ſtets preiſen, was du gemacht, wies Sterblichen ziemet:
Denn nicht Sterblichen ward, noch Göttern, ein größeres Kleinod,
Als dein großes Geſetz in gerechtem Liede zu preiſen.

F. G. Maczewski.

Mosaische Kosmogonie.

Naturgemäße Realübersetzung der mosaischen Schöpfungsgeschichte und ihrer Perioden, mit Anmerkungen für denkende Leser.

Diese Realübersetzung mit ihren beygefügten Anmerkungen rechtfertiget sich durch ihren einleuchtenden harmonischen Zusammenhang nach dem sich offenbarenden Plane der göttlichen Weisheit, und durch die bewundernswürdige Uebereinstimmung der Schrift mit der Natur. Was ist reizender für unsern forschenden Geist, als die wundervollen Wege des liebevollen Vaters der Welt bey sanftbildenden und Glückseligkeit verbreitenden Geschäfften in einem Lichte zu erblicken, das der Geist der Offenbarung und die Naturweisheit mit schwesterlicher Hand verbunden, darreichen?

Realübersetzung der Geschichte der Urschöpfung.

Am Anfange der physischen Welt schuf Gott zu allererst den Urstoff zu Himmel und Erde, in einem Chaos zusammen. — Die in demselben überall verborgene Erdmaterie war ohne alle Gestalt und

Form,

Form, als wäre sie gar nicht vorhanden. Das Chaos selbst war ein Urwasser in Gestalt eines höchstfeinen Dampfes oder Nebels, dessen Inneres finster, d. i. unwirksam und gleichsam todt war. Das Aeußere aber ward von dem Hauche Gottes gebrütet, d. i. erwärmet, und zur innern Bewegung und Wirkung fähig gemacht.

Anmerkungen.

Durch den Anfang der Schöpfung wird hier der erste Ursprung der physischen Welt angezeiget, weil die ganze Schöpfungsgeschichte lauter physisches enthält, und der Ursprung der Geisterwelt für unsere Vernunft zu hoch ist. Wie vergeblich ist also die Frage, wenn die Engel erschaffen worden?

Vor dem Anfange war nichts physisches vorhanden, sondern nur ein ewiger, unendlicher, leerer und finsterer Raum, den Gottes ewiges und unsichtbares Wesen erfüllete. Ein solcher Raum ohne eigenes Wesen und ohne Licht ist nichts reelles, sondern ein Nichts, und kann also der reellen und wesentlichen Unendlichkeit und Ewigkeit Gottes nicht an die Seite gesetzt werden.

Him-

Himmel und Erde zusammen, welche Gott zu allererst hervorbrachte, sind hier nicht als zwey abgesonderte Dinge zu verstehen, weil die Scheidung derselben erst am zweyten Schöpfungstage erfolgte. Gott schuf die Welt nicht auf einmal in ihrem völligen Zustande, sondern stufenweise, wie solches die sechs Tagewerke offenbar zeigen. Der ewige Verstand Gottes hatte nach seiner Allweisheit den Plan der Natur bestimmt, nach welchem alle seine Werke einen geringscheinenden Anfang nehmen, die seine Kraft nach und nach entwickelt, erhöhet und verherrlichet. Dieses ist bis auf den heutigen Tag die göttliche Maxime in allen drey Reichen der Natur und in der Weltregierung. Es ist also hier durch die Urschöpfung Himmels und der Erden zu verstehen die unmittelbare Hervorbringung des Ursaamens der Welt und der Natur, oder des Urstoffs und der Grundmaterie des Universums, darin alles innerlich und ungeschieden verborgen lag, und daraus hernach der große Himmelsraum und die Erde nebst allen Weltkörpern geschieden ward. Die Folge der Schöpfungsgeschichte wird dieses bestätigen.

Fragen

Fragen wir, wo der Urstoff, oder die Grundmaterie aller Dinge, hervorgekommen, ob sie unmittelbar aus Nichts hervorgebracht worden? oder aus Gott geflossen? oder schon von Ewigkeit unsichtbar zugleich mit Gott da gewesen sey; so ist dieses eben der unauflösliche Knoten für die Vernunft, der von je her einen noch nie entschiedenen philosophischen Streit geboren, und die Weltweisen aller Zeiten in ein Labyrinth von Forschungen verwirret hat. So unergründlich und unbeantwortlich dieses aller Vernunft ist, so zuverläßig können wir aus der Offenbarung und aus der mosaischen Schöpfungsgeschichte sagen, daß Gott die unmittelbar wirkende Ursache der Urmaterie aller Dinge ist, welches eigentlich Erschaffen heißt; auf welche Art aber, bleibet uns verborgen. Gnug, Gott rufet dem, das nichts ist, daß es sey!

Fragen wir aber, wie die Urmaterie beschaffen gewesen sey, und was sie für eine Gestalt gehabt habe, so können wir dieses aus der Folge der Schöpfungsgeschichte und aus der Analogie der Natur einigermaßen erkennen. Die alten Naturweisen nenneten die Urmaterie Chaos. Sie verstunden dar-

unter nicht ein so verwirrtes und verschränktes Wesen, da alles untereinander gelegen, wie es die alten Dichter durch ihre poetischen Bilder verunstaltet haben. Ovid in seinen Verwandlungen schreibt von dem Chaos also:

Ante mare & terras, & quod tegit omnia, coelum,
Vnus erat toto naturæ vultus in orbe,
Quem dixere Chaos, rudis indigestaque moles,
Nec quidquam, nisi pondus iners, congestaque eodem
Non bene iunctarum discordia semnia rerum.

Hier ist das Wahre und Falsche poetisch vermengt. Daß das Chaos zu Anfange der Schöpfung allenthalben nur eine einzige Gestalt gehabt, ist wahr. Daß es aber die Gestalt der Natur gewesen sey, ist nicht allzu richtig. Denn das Chaos war vor der Natur, und diese ist erst aus jenem durch das eingegossene innere Licht entstanden. Daß dasselbe Chaos ungeschieden und ungebildet gewesen, ist auch wahr. Daß es aber ein Pack, oder ein verwirrter Klumpe gewesen, worin alles unordentlich durch einander gelegen, ist die falsche Hauptidee, daraus alle andere falsche Ideen, die in den folgenden Versen sehr malerisch beschrieben werden, fließen.

flieſſen. Vielmehr verſtunden die alten Naturweiſen unter dem Chaos eigentlich ein rohes, ungeſchiedenes und dem äußern Anſehen nach klares und einfaches Weſen, darin alle Anfänge oder Elemente der Dinge nebſt dem Urſtoffe der Körper innerlich und unſichtbar enthalten waren. Das Waſſer giebt uns das beſte Bild hievon, welches, ſo rein und klar es immer ſeyn mag, dennoch alle andere Elemente unſichtbar enthält. Man reinige es aufs höchſte, daß man nichts irdiſches darin entdecken kann, und laſſe es abdämpfen, ſo wird nach und nach die darin vorhandene Erde hervorkommen, und ſichtbar und fühlbar werden. (Der Waſſerſtein in den Theekeſſeln, und der Weinſtein in den Weinfäſſern zeiget es klärlich.) Hieraus ſchloſſen die alten Weiſen, daß die von Gott hervorgebrachte Urmaterie, oder Chaos, ein Urwaſſer geweſen ſey, darin die Erdmaterie ungeſchieden und unſichtbar in allen ſeinen Theilen verborgen gelegen. Die Analogie der Natur beſtätiget dieſes, in dem alle Körper in den drey Reichen der Natur ihren Urſprung, Nahrung und Wachsthum vom Waſſer haben, und das Materielle darin

in nichts anders, als ein aus Wasser geronnener Schleim ist, der sich in alle Gestalten, nach der Form eines jeden Dinges, bildet.

Nur müßen wir uns an dem ersten Chaos nicht ein so dichtes Urwasser, wie unsere irdische Wasser sind, vorstellen, sonst hätte die Scheidung der Veste, oder des großen Weltraumes, von den obern und untern Wassern nicht statt gefunden, weil das ganze Universum mit den Urwassern angefüllet war. Wir stellen uns vielmehr das erste von Gott geschaffene Chaos als einen allerhöchst feinen Dampf oder Nebel vor, welcher nach Verhältniß aller Weltkörper in unserm Weltbau gegen den ungeheuren leeren Weltraum in demselben gerechnet, weit über billionenmal dünner war, als unsere irdischen Wasser, in welchen man mit den besten Vergrößerungsgläsern keine Zwischenräume entdecket, woraus man ihre ursprüngliche Feinheit beurtheilen kann. An unserer Dunstkugel können wir uns einigermaßen eine bildliche Idee davon machen. Und dieses sind die Atomen der alten Weltweisen, womit Gott den ganzen leeren Raum angefüllet, und darin der Stoff zu Himmel und Erde, zu al-

len Weltkörpern, und zu allen drey Reichen der Natur mit allen ihren Theilen unsichtbar verborgen war. Die Folge der Schöpfungsgeschichte wird auch dieses bestätigen. — So wie aus dem reinsten Wasser Erde entstehet, wenn es sich scheidet oder gerinnet, und folglich, ehe es geschieht, Erdmaterie in allen seinen Theilen unsichtbar enthalten seyn muß, also wird hier durch die im ersten Chaos überall verborgene wüste und leere Erde, die in allen Theilen des Chaos überall unsichtbar ausgebreitete rohe und unspecificirte Erdmaterie, als der Stoff zu allen künftigen Weltkörpern vor ihrer Scheidung und Koagulation (als welche erst am dritten Schöpfungstage erfolgte) verstanden. Denn das Wort wüste zeiget im Grundtexte die unermeßliche Größe, und das Wort leer die Verborgenheit der ursprünglichen öden Erdmaterie an.

Die Tiefe oder das Centrum des Chaos muß nicht mathematisch, sondern nach der Sprache der alten Weisen, physisch für das Innere des Chaos, d. i. für sein inneres Wesen, genommen werden, und dasselbe war anfangs ohne Licht und Geist, finster und kraftlos, und an sich ganz unwirksam,

also todt. Auf dem Aeußern aber des Chaos, oder der nebelähnlichen Urwasser schwebete, oder wie es im Grundtexte heißt, brütete der Geist Gottes, d. i. er erwärmte es, und machte es zur Annehmung der innern Bewegung, Kraft und Wirkung fähig, wie eine Henne, die auf Eyern brütet, dieselben erwärmet, und dadurch den innerlich ruhenden Stoff zur Bildung belebet.

Das physisch Aeußere und Innere einer Materie besser zu verstehen, kann durch folgendes Beyspiel erläutert werden. Das Aeußere des Goldes ist in allen seinen Theilen körperlich Gold, wenn es gleich äußerlich aufgelöset und in den feinsten Staub verwandelt wird. Das Innere des Goldes aber ist der in allen seinen feinsten Theilen verschlossene Goldgeist, dessen Aufschluß die innere oder radikale Auflösung zu nennen ist. Das physisch Aeußere und Innere kann auch durch die Bewegung erläutert werden. Die äußere Bewegung geschieht, wenn der ganze Körper mit allen seinen Theilen, ohne Erschütterung derselben, aus seiner Stelle weichet. Die innere Bewegung aber, wenn alle seine Theile zittern, ohne daß der Körper selbst, im Ganzen genom-

genommen, sich im mindesten aus der Stelle rühret. In einem solchen Verstande muß hier das Innere und Äußere des Chaos genommen werden. Das Innere des Chaos war also ohne Geist und Leben, das Aeußere aber war in allen seinen feinsten Theilen Wasser, darin der Geist Gottes zu allererst wirkte.

Durch diesen Geist oder Wind Gottes, den die heilige Schrift auch den Hauch oder Athem Gottes nennet, verstunden die alten Weisen den in alle Dinge wirkenden Naturgeist, als einen göttlichen Ausfluß, dessen allererstes Geschäfft war, das gleichsam starre Chaos durch die Erwärmung zu beseelen, und zur innern oder radikalen Wirkung zu bereiten.

Das war also die Vorbereitung zur Grundlegung der Natur.

Nun kommen wir zu den sechs Tagewerken der mosaischen Kosmogonie. Durch diese Schöpfungstage können keine gemeine natürliche Tage verstanden werden, weil die Sonne, welche dieselben abwechselt, erst hernach am vierten Tage erschien, sondern göttliche Tage, von welchen es heißt: Ein

Tag

Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre, wie ein Tag. Eigentlich sind darunter Perioden der Schöpfung zu verstehen, wie sie nämlich die Werke Gottes stufenweise verherrlichen. Dieses zeiget auch der biblische Ausdruck an, daß aus Abend und Morgen, anstatt aus Morgen und Abend, jeder Schöpfungstag geworden; als womit auf den geringscheinenden Anfang und verherrlichten Schluß einer jeden Hauptstufe der Schöpfung gezielet wird.

Wie lange jede Schöpfungsperiode gedauert habe, weiß nur Gott allein. Daß sie aber alle von gleicher Dauer gewesen, ist keine Folge. Ein ähnliches Bild der Schöpfungstage, oder Perioden der Natur im Kleinem, haben die alten Weisen durch ihre philosophischen Tage angezeiget, wodurch sie eine Zeit von einer Hauptveränderung in der Bildung bis zur andern, verstunden. So kann z. B. im Pflanzenreiche der Keim des Korns bis zu der Zeit, da es eingegrünet, der erste philosophische Tag, da es schosset, bis zur vollkommenen Aehre, der zweete philosophische Tag, da es Blühte und Saamen setzet, bis zur Reife, der dritte philosophische Tag der Ge-

burt

burt des Korns genennet werden. Eben so kann im animalischen Reiche z. B. die Zeit von der Befruchtung des Eyleins in der Henne, bis zur Ablegung des Eyes, der erste philosophische Tag, die Brütung desselben bis zur Ausbrütung eines Küchleins, der zweyte philosophische Tag, und die Erwachsung desselben bis zu einer vollkommenen Henne, der dritte philosophische Tag der Geburt einer Henne genennet werden.

Realübersetzung der ersten Schöpfungsperiode.

Darauf beschloß Gott das gleichsam todte Chaos durch das innere Licht zu beleben. Gleich fieng das von Gott eingegossene innere Licht an, den ganzen Urstoff der Welt in eine innere Bewegung und Wirkung zu setzen.

Dieser Erfolg des innern Lichtes gefiel dem Schöpfer, weil es nach seiner Absicht die Triebfeder der ganzen Natur seyn sollte. Und so entstunden nach dem göttlichen Plan die zwey ersten ganz unterschiedenen Principia der Natur, das Licht, als das Wirkende, und die Materie, als das Leidende.

Dieses

Dieſes innere Licht iſt, nach der Abſicht Gottes, als ein wirkſames Principium, der Tag der Natur, und die finſtre Materie, als ein leidendes Principium, die Nacht der Natur. So ward nach vergangener Lebloſigkeit des allgemeinen Weltſtoffs, und nach angegangener Belebung deſſelben, die erſte Schöpfungsperiode vollbracht.

Anmerkungen.

Hier gehet mit dem erſten Tagwerke die erſte Gründung der Natur an, wodurch wir, nach der Abſtammung des Wortes Natur, die Geburten der Dinge verſtehen, wie nämlich eins aus dem andern entſtehet.

So wie der ewige Verſtand Gottes das Bild der ganzen Schöpfung aus ſich ſelbſt gezeuget, und durch ſeine weſentliche Weisheit den Plan der Natur entworfen, indem er die bewundernswürdigſten Abſichten und Mittel zum Beſten des Ganzen in der vollkommenſten Harmonie gewählet, wozu ſein ewiger Liebestrieb ihn beweget, um neben ſich beglückte Weſen zu haben, denen er ſich aus ſeiner unendlichen Fülle mittheilen könnte; alſo zeiget das göttliche Macht-

wort Es werde! die alle Vernunft übersteigende Allmacht an, die dasjenige hervorgebracht und ausgeführet, was sein ewiger Liebesrath ersehen. Und so leuchtet nicht allein hier, sondern auch aus der ganzen Schöpfung und Weltregierung, Gottes ewiger Verstand, Weisheit, Allmacht und Güte bis zum allerhöchsten Erstaunen hervor.

Das erstgeborne Licht hat den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Das äußere glänzende Licht kann dadurch nicht verstanden werden, weil noch keine Sonne war, als welche erst am vierten Schöpfungstage zugleich mit den Sternen zum Vorschein kam. Es ist vielmehr darunter das innere Licht zu verstehen. Dieses innere in allen Dingen wirkende Licht, oder das sanfte Feuer der Natur in der Lebenswärme, ist durch seine fermentirende Kraft die Triebfeder aller Naturwirkungen bey den Geburten der Dinge, wie allen wahren Kennern der Natur bekannt ist.

Wo ist aber dieses innerlich wirkende Licht hergekommen? Die alten Naturweisen hielten dafür, daß es nicht geschaffen, sondern offenbaret worden, folglich ein Ausfluß des alles in allem wirkenden

Geistes

Geistes Gottes sey, welches eben durch das Schweben oder Brüten auf den chaotischen Wassern zu verstehen. Ein solches inneres unsichtbares allerhöchst reines Licht, zu welchem aber niemand kommen und es ergründen kann, ist Gott selbst in unendlichem Vorzuge, selbstständig und die ewige Urquelle aller Wirkungen, die da war, die da ist, und die da seyn wird. — Das Sehen Gottes, daß etwas gut sey, zeiget das göttliche Wohlgefallen über die Ausführung seines heiligen Rathes zur Vollkommenheit seiner Werke an.

Die Scheidung des Lichts von der Finsterniß bedeutet hier nicht eine Trennung oder Absonderung, sondern den von Gott gestifteten unvermischbaren Unterschied zweyer Hauptprincipien. Denn obgleich das innere Licht in allen Dingen ist, und die Materie in allen Punkten durchdringet, so vereiniget es sich doch nicht unscheidlich mit ihr, sondern bleibet eben so weit von ihr unterschieden, als die Seele von unserm Körper, oder sinnlicher zu sagen, als das Feuer im glühenden Eisen. Es zeiget also diese Scheidung des innern Lichtes von der innern Finsterniß des Chaos die göttliche Stiftung der

zwey Hauptprincipien der Natur an, des Wirkenden und Leidenden, oder des Geistes und der Materie. — Das göttliche Benennen der Dinge zeiget die göttliche Verordnung der Grundsäulen der Natur an.

Dieses ist also die erste Periode der Natur, da Leben und Wirkung durch das ganze Universum verbreitet wurde. Und daher ist nichts todtes in der ganzen Natur vorhanden, sondern alles wirket, selbst bey der stillesten Ruhe.

Realübersetzung der zwoten Schöpfungsperiode.

Nachdem das innere Licht den ganzen Weltstoff belebet hatte, verordnete Gott, daß die nebelähnlichen Urwasser sich in dichte Wasser zusammenziehen sich in vielen verschiedenen Massen zu Weltkugeln bilden, und allenthalben einen großen Himmelsraum zurücklassen sollten, welcher die untern Wasser, daraus hernach die andern Weltkörper geworden, absondern sollte. — Gleich breitete die göttliche Macht den unermeßlichen Himmelsraum aus, und vertheilte die zusammen geflossenen Wasserkugeln dergestalt, daß unsere Wasserkugel von den andern

Wasser-

Wasserkugeln durch den groſsen Himmelsraum abgesondert wurde. So geschahe der göttliche Wille, und so legte Gott den Grund zu den Weltbauen. — Dieser ausgebreitete Weltraum ist nach der Absicht Gottes, als ein Vehikulum der obern Einflüſse, der Himmel der Natur. So ward nach vergangener Einförmigkeit des belebten Chaos, und nach geschehener Absonderung der Wasserkugeln zum Weltbau, die zwote Periode der Schöpfung vollbracht.

Anmerkungen.

Das Wort Veste oder Firmament zielet in der gewöhnlichen Uebersetzung auf das veste und nie wankende Himmelsgewölbe, das die Gestalt des Wassers hat, indem die durchstreichenden Sonnenstralen den finstern und von aller Materie leeren Himmelsraum durch die Mischung von Licht und Schatten blau malen, wie wir eine gleiche himmelblaue Farbe auf beschattetem Schnee bey Sonnenschein sehen. In der Grundsprache bedeutet die Veste eine Ausspannung oder Ausdehnung, d. i. den weit ausgebreiteten luftleeren Himmelsraum, welcher entstanden, indem die chaotischen Nebel sich

in

in allen Gegenden des Universums nach bestimmten Mittelpunkten zusammen gezogen, zu dichten Wassern geworden, und indem sie eine eigene Schwere um ihren Mittelpunkt erhalten, sich in Kugelgestalten gebildet, und also zu Weltkörpern geworden. Wer siehet nicht, daß dieses die natürlichste Grundlage zu den Weltbauen gewesen. Und so löset sich zugleich die ehemals unauflösliche Frage auf, was man aus den Wassern über der Veste machen soll? dafür einige Alten das blaue Himmelsgewölbe, einige Neuere aber die Wolken ansahen. Beydes beruhet auf dem Vorurtheile, daß die Wasser über der Veste noch vorhanden wären, und doch weiß man nicht, wo man sie finden soll. Sie sind Wasser gewesen, und eben so wenig mehr in der ersten Gestalt vorhanden, als das erste Chaos, welches geschieden, und zu Weltkörpern geworden ist.

Die vollkommene Leerheit des großen Weltraums erhellet aus dem ungestörten Lauf unserer Erde in ihrer Bahn. Eine weit über Millionen Quadratmeilen enthaltende Fläche, die in jeder Sekunde gegen vier Meilen fortschießet, was für eine Masse von Aether müßte sie nicht zusammenpressen und

vor

vor sich herjagen! Könnte dieses ohne Widerstand geschehen? und würde nicht die Gegenpressung des Aethers allezeit auf der nach der Bahn gekehrten Seite der Erde große Verwirrung in der Atmosphäre anrichten? Würde nicht unaufhörlicher Widerstand die Kraft der Erde in ihrem Lauf alle Augenblicke mindern? Müßte nicht die Erde von Jahr zu Jahr langsamer gehen, und ganz zuletzt stille stehen? Da nun aber der Lauf der Erde so bleibet, wie er von Anbeginn gewesen, so muß sie nichts in ihrem Lauf aufhalten, und folglich der große Himmelsraum ganz leer von Materie seyn. Die Schnelligkeit der Sonnenstralen in den acht Minuten bis auf unsere Erde bestätiget dieses noch mehr. Der Grundsatz: es giebt keine Leere, beziehet sich nur auf den Zustand der Weltkörper, nicht aber des großen Weltraums. Endlich, welch einen Nutzen sollte ein unvermeßlicher Aether haben? Gott und die Natur verschwenden nichts vergeblich. — Daß der Himmel ein Vehikulum der obern Einflüße sey, haben die alten Weisen aus vielfacher Erfahrung gelehret, und es entspricht zum theil unsern Empfindungen bey der Abwechselung der Witterungen. Es

wird

wird aber hiedurch keinesweges der abergläubischen Astrologie das Wort geredet, sondern blos, wie ein Weiser schreibet, die Erwärmung einiger kalten Naturen hienieden auf Erden durch das Sonnen- und Sternenfeuer gemeynet. Daher auch so vielfache und verschiedene Kräfte in den Kräutern anzutreffen sind.

Dieses ist also die zwote Periode der Natur, die die Schöpfung zum zweyten male durch eine neue Stufe, nämlich durch den Grundbau der Welten, verherrlichte.

Realübersetzung der dritten Schöpfungsperiode.

Nachdem Gott den Stoff zu unserer Erdkugel in der Gestalt einer Wasserkugel durch den großen Himmelsraum abgesondert hatte, so hieß er die nunmehro irdischen Wasser von der darin verborgenen Erdmaterie sich scheiden, damit das Trockene zum Vorschein käme. Dieses geschahe — Das Trockene oder Land ist nach göttlicher Absicht, als ein Behältniß der obern Kräfte, Erde. Und die Sammlung der Wasser, als ein Behältniß zur Mittheilung der Nahrung für den Erdboden, Meer. Auch diesen

Er-

Erfolg schauete Gott mit Wohlgefallen an, weil Erde und Meer die Principia der Nahrung und des Wachsthums enthalten sollten. — Darauf hieß Gott aus dem innern Saamen der Erde so wol allerley Arten von Gras und Kraut, das sich hernach selbst besaamen sollte, als auch allerley Arten fruchtbarer Bäume, die nach ihrer Art Frucht tragen, und ihren eigenen Saamen zur Fortpflanzung und Vermehrung bey sich haben sollten, hervorkommen. Dieß geschah auf den göttlichen Wink. — Gleich wuchsen aus der neuen Erde hervor mancherley Arten von Gras und Kraut, das sich hernach selbst besaamete, wie auch mancherley Arten Bäume, die hernach Früchte trugen, davon jeglicher seinen eigenen Saamen bey sich hatte. Dieses gefiel dem Schöpfer, weil die Erde zugleich die Speisekammer für die darauf künftig Lebenden werden sollte. — So ward aus einer blossen Wasserkugel eine fruchtbare Erdkugel, und die dritte Schöpfungsperiode vollbracht.

Anmerkungen.

Wie die neue Erde in den chaotischen Urwassern ist verborgen gewesen, ist schon oben, da das Chaos be-

beſchrieben worden, erkläret. Wie aber die Scheidung ſelbſt naturgemäß geſchehen, lehret die Erfahrung, daß bey ſchneller und gewaltſamer Ausdämpfung des Waſſers eine feine weiße Erde zurückbleibet, bey allgemacher Ausdämpfung aber, da die Natur innerlich wirket, das Waſſer zu einem Schleim gerinnet und daraus mancherley Geſtalten bildet. — Daß die Erde durch mancherley abwechſelnde Witterungen die obern Kräfte empfahe, und durch Sonnenſchein und Regen gleichſam geſchwängert werde, und daß das Meer, als ein Waſſerkaſten, durch ſeine Dünſte, die die Winde in Wolken über die Länder führen, Wachsthum und Nahrung auf dem Erdboden befördere, bedarf keiner weitern Erläuterung. — Daß die Erde auf Gottes Befehl die erſten Gewächſe aus ihrem innern Saamen hervorgegeben, erhellet daher, weil die eigenen Saamen der Gewächſe zur Fortpflanzung und Vermehrung, erſt bey ihrer Bildung entſtanden ſind. Noch heut zu Tage giebt die Erde oftmals Gewächſe hervor, die ohne dazu vorhandenen eigenen Saamen aus bloßer Fäulniß, nach der Natur des Erdreichs entſtehen, wie an dem Moos auf den

Stroh-

Strohdächern, und an dem Schimmel, der dem armirten Auge ein Blumenfeld vorstellet, zu sehen ist. In Ansehung der Nahrung und des Wachsthums fügen wir noch die allgemeine Einrichtung der Natur hinzu, daß das Wasser, darin der Nahrungssaft bestehet, vermöge seines innern Salzes und Schwefels, sich in alle Gestalten, nach der Natur der zu bildenden Sache, verwandelt. — So verherrlichte die dritte Schöpfungsperiode, die mit der Scheidung der rohen Erde vom Wasser anfieng, die Schöpfung zum dritten male, durch das fruchtbare Pflanzenreich. *)

Realübersetzung der vierten Schöpfungsperiode.

Nachdem Gott die Erde bepflanzet hatte, so verordnete er sichtbare Lichter in dem großen Himmelsraume, daß sie durch ihren Lauf Tage und Nächte abwechseln, und die Merkmale der Zeiten, so wol der Jahre, als der Monden und Tage, seyn sollten. —

*) Vermuthlich hat Gott bey der dritten Schöpfungsperiode dasselbe mit allen andern Weltkörpern, die vorher auch bloße Wasserkugeln waren, gethan, und sie auf dieselbe Art zu wohnbaren Welten bereitet, obgleich die h. Schrift, die ihr Augenmerk vorzüglich auf unsere Erde richtet, davon schweigt.

Dabey sollten sie auch als Lichter die Erde beleuchten. Dieses erfolgte auch also. — Gott ließ nämlich für unsere Erde zwey, der scheinbaren Größe nach, große Lichter erscheinen: die Sonne, die jetzt ihren eigenen Glanz empfieng, und also eine Lichtquelle ward, um die Tage zu erleuchten, und den Mond, der, so bald die Sonne zu leuchten anfieng, seinen Wiederschein von sich gab, um die Nächte zu erhellen. Auf diese Art ließ Gott auch die Sterne erscheinen. — Diese Lichter machte Gott in dem großen Himmelsraume sichtbar, daß sie auf die Erde scheinen, Tage und Nächte abwechseln und Licht und Schatten scheiden sollten. — Dieses gefiel dem Schöpfer, weil das Licht, als eine Quelle der lebendigen Kräfte, der Erwecker und Beförderer des Segens auf Erden seyn sollte. — So ward das große noch stillstehende und dunkele Weltgebäude in Lauf und Bewegung gesetzt und sichtbar erleuchtet, und also die vierte Schöpfungsperiode vollbracht.

Anmerkungen.

Da Gott alle Dinge aus einem hiezu vorher bereiteten Stoff gebildet, so ist auch die höchste Vermuthung,

muthung, daß Gott die leuchtenden Himmelskörper nicht erst am vierten Schöpfungstage unmittelbar erschaffen, sondern sie aus den am zweeten Schöpfungstage abgesonderten Wasserkugeln habe entstehen lassen, als welche am dritten Schöpfungstage zu vesten Körpern geronnen, und am vierten Schöpfungstage ihr Licht empfangen, daß es geschienen, als wären sie dann erst entstanden, als sie sichtbar geworden.

Wie ist aber das Sonnenlicht entstanden? Höchst wahrscheinlich durch den Schwung um ihre Achse auf einer Stelle, durch welche beständige Umwälzung sie erwärmet und nach der Meynung der neuesten Weltweisen elektrisiret worden und also ihr Licht empfangen hat. Hiedurch ist die Sonne gleichsam der königliche Palast in unserm Weltbau geworden, gegen welchen unsere Erde und sämmtliche Planeten nur Hütten sind. Wie sollte also diese uns von Gott verordnete himmlische Wohlthäterin selbst ein erschrecklicher in sich selbst wüthender Feuerpfuhl seyn? Denn als ein brennendes Feuer, wie unser irdisches, würde sie nicht einen so lebhaften Glanz besitzen, sondern vor Rauch und Dampf nicht zu

sehen

sehen und längst ausgebrannt seyn. Sie würde als ein grobes Feuer in solcher Ferne nicht wärmen, wie man auf den höchsten Gebirgen, selbst unter der Linie, wahrnimmt. Denn was sie im Sommer bey schwüler Witterung zu stechen, und durch die Brenngläser zu brennen scheinet, kommt von den lebendigen Kräften ihrer Stralen her, die den verbreiteten Schwefel der Natur auf Erden erwecken, daß er sich innerlich erhitzet, und die Wirkungen thut, die man hernach unmittelbar der Sonne selbst zuschreibet. Nein, unsere liebe Sonne ist in unsern Augen ein Paradies voll glücklicher Einwohner.

Warum fehlt aber den Planeten dieses Licht? Weil sie sich nicht auf einer Stelle drehen, wie die Sonne und Fixsterne, sondern durch ungleich schnellern Lauf in ihrer Bahn sich beständig abkühlen, und also den leuchtenden Grad der elektrischen Erwärmung hindern. *)

Daß

*) Dieses führt uns auf den Wunsch, daß doch ein Naturkündiger die elektrischen Versuche bey schneller Schlittenfahrt anstellen möge. Vielleicht würde die Erfahrung die vorhergehende Theorie bestätigen.

Daß insonderheit das sanft erwärmende Sonnenlicht durch seine lebendige Kraft der Erwecker des im Saamen verborgenen und gleichsam schlafenden Naturfeuers sey, und die wachsthümlichen Kräfte bey der Nahrung erhöhe, haben die Weisen im folgenden Denkspruch zu erkennen gegeben: Sole & semine majestas divina in his terris maxime manifestatur, d. i. durch Sonne und Saamen wird die Majestät Gottes hier auf Erden am meisten geoffenbaret. — So verherrlichte die vierte Schöpfungsperiode die Schöpfung zum viertenmale durch den in Bewegung gesetzten und erleuchteten Weltmechanismus.

Realübersetzung der fünften Schöpfungsperiode.

Nachdem Gott unsere noch einsame Erd- und Wasserkugel zu einem bequemen Wohnplatz eingerichtet hatte, so hieß er aus dem Stoffe des Wassers nicht allein Fische und andere sich selbst bewegende und lebendige Wasserthiere, sondern auch allerley Gevögel, das auf Erden in der untern Luft flieget, entstehen. — Da erregte die bildende göttliche Macht das Wasser, und brachte aus dem

Stoffe

Stoffe den und innern Saamen desselben, kraft der Organisation, Wallfische und allerley Fische und lebendige Wasserthiere, wie auch allerley Federvieh und Vögel hervor, jedes nach seiner Art und Natur. Dieses gefiel dem Schöpfer, weil das Leben und die Freude beseelter Geschöpfe ein Hauptstück des Endzwecks seiner Schöpfung ist. — Und Gott belegte diese Geschöpfe mit dem Segen der sich vermehrenden Fortpflanzung, auf daß sowohl das Wasser im Meere mit lebendigen Geschöpfen erfüllet würde, als auch das Gevögel auf Erden sich ausbreiten möchte. — So ward nach vergangener Einsamkeit, und nach angegangenem Thierreich im Wasser und in der Luft, die fünfte Schöpfungsperiode vollbracht.

Anmerkungen.

Wie Gott Fische und Vögel aus dem fermentirten Stoffe des Wassers gebildet, zeiget uns im Kleinen die noch tägliche Entstehung so mancher Würme und Insekten im faulen Wasser bey temperirter Wärme. — Der Segen der Fortpflanzung und Vermehrung ist das größte Wunder der Natur

tur, dadurch sich die schöpfrische Kraft der Gottheit vorzüglich offenbaret. — So verherrlichte die fünfte Schöpfungsperiode die Schöpfung zum fünftenmale, durch die Bildung eines großen Thierreiches aus dem Stoffe des Wassers.

Realübersetzung der sechsten Schöpfungsperiode.

Nachdem Gott aus dem Stoff des Wassers einen Theil des Thierreiches gebildet hatte, so hieß er auch aus dem Stoffe der Erde allerley Gattungen von Thieren, als Vieh, Gewürm und andere Thiere, jedes nach seiner Art und Natur, hervorkommen. Dieses ward erfüllet. — Gott bildete aus dem Stoff der Erde allerley vierfüßige Thiere und Vieh, wie auch das Gewürm auf Erden, ein jegliches derselben nach seiner besondern Art und Natur. Auch hieran hatte der Schöpfer Gefallen, weil das Leben und die Freude auch dieser beseelten Geschöpfe zu dem Hauptzweck seiner Werke gehöret. — Endlich offenbarte Gott den in seinem allerhöchsten Rath beschlossenen letzten Endzweck der sichtbaren Schöpfung, gottähnliche Geschöpfe zu bilden, die die andern niedern Geschöpfe auf Erden,

den, als Fische, Vögel, Vieh und Gewürm, ja die ganze Erde, zu ihrem Dienst haben sollten. — Und Gott schuf die Menschheit als sein Ebenbild im Kleinen, nach der Aehnlichkeit seines geistlichen und sittlichen Wesens, und zwar in zweyerley Geschlecht, männlich und weiblich. — Hier legte die liebreiche Absicht Gottes auf die Menschen den Segen der sich vermehrenden Fortpflanzung ihres Geschlechts, damit sie sich in allen Ländern ausbreiten, und alle sichtbare Geschöpfe, als Fische, Vögel, Vieh und Gewürm, zu ihrem Nutzen anwenden sollten. — Zugleich gab die göttliche Fürsorge den ersten Menschen die anfängliche Anweisung zu ihrem Unterhalt und Speise, nämlich allerley Erdgewächse und Baumfrüchte, die sich insgesammt zum künftigen Vorrathe selbst besaamen. — Aber für die unvernünftigen Thiere, Vögel und Gewürm war anfänglich blos allerley grünes Gras und Kraut zu ihrer Nahrung bestimmt. Diese göttliche Verordnung erfolgte auch wirklich. — Und die göttliche Allweisheit fand den Umfang aller ihrer Werke, die sie gebildet und geordnet hatte, dem ganzen Endzwecke der Schöpfung mit höchstem göttlichen

lichen Wohlgefallen auf das vollkommenste gemäß. — So ward auch die sechste Schöpfungsperiode, nach angegangenem Thierreich, mit der Bildung der Menschheit vollbracht.

Anmerkungen.

So wie viele lebendige Thierlein im faulen Wasser entstehen, so entstehen auch aus fauler Erde und Schimmel in der Wärme mancherley Thierlein, wie an den Milben zu sehen ist. Und diese geben gleichfalls ein Bild im Kleinen, wie Gott die ersten Thiere aus dem fermentirten Stoffe der Erde hervorgebracht habe. — Das im Grundtext vorgestellte Sprechen der Gottheit: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey, zeiget nicht allein die höchste Wichtigkeit des letzten Endzwecks aller göttlichen Werke an, darüber Gott einen besondern Rathschluß gefasset, sondern giebt uns zugleich eine Person zu erkennen, welcher Gott diesen seinen höchsten Rath mitgetheilet, um ihr an der Ausführung dieses göttlichen Plans theil nehmen zu lassen.

Das Bild Gottes zeiget hier die Aehnlichkeit der menschlichen Seele mit Gott an. Die physi-

sche

sche Aehnlichkeit zeiget sich in ihrer noch vorhandenen frey denkenden und frey wollenden Kraft. Die sittliche aber bestehet in der Rechtschaffenheit. — Daß Gott bey der Schöpfung den geschaffenen Thieren auf Erden ohne Unterscheid Gras und Kraut zu ihrer Speise gegeben, ist vermuthlich nur eine anfängliche Verordnung gewesen, bis sich das Thierreich gnüglich würde vermehret haben, damit nicht gleich anfänglich die schwächern Thiergeschlechter und Arten ausgerottet würden. — So verherrlichte die letzte und sechste Schöpfungsperiode die Schöpfung mit dem zweyten Thierreiche, und beschloß die ganze Schöpfung mit der Krone und dem Meisterstücke der Werke Gottes auf Erden, nämlich mit der Menschheit, als dem Ebenbilde der Gottheit. O! welch eine Tiefe der Weisheit in der Stufenordnung der Schöpfung!

So zeiget sich die mosaische Kosmogonie, diese älteste Urkunde des Alterthums, als die verehrungswürdigste göttliche Offenbarung, mit welcher die Naturweisheit der Alten aufs genauste übereinstimmet.

Gotthard Friedrich Stender.

Beant-

Beantwortung der im vorigen Stück aufgeworfnen antiquarischen Frage.

Die am Ende des dritten Stücks der Mitauischen Monatsschrift gethane Frage verdient allerdings Aufmerksamkeit. So viel uns zum Behuf dieser Sache bekannt ist, können wir mit Gewißheit versichern, daß die alten Geräthschaften, welche man hin und wieder ausgegraben hat, blos auf Opferstäten, oder in alten Gräbern bey Aschenkrügen von rother Erde gefunden worden sind; welche letztere man gewöhnlich in den Hügeln findet, die der Landmann, in der Landessprache, Mitra Kappi, oder Riesengräber nennt; welches nach dem Vorurtheile, das alle Nationen von ihren Vorfahren hatten, die sie sich tapfrer, weiser und größer dachten, nichts anders heißen soll, als die Gräber ehemaliger Menschengeschlechter in Kurland, oder der alten heidnischen Landesbewohner. Die gefundnen Geräthschaften sind überdem gar nicht nach der gothischen Form des Geräthes der Teutschen des mittleren Zeitalters; sie haben vielmehr ihr ganz eigenes Ansehen; einige Ringe und andre Zierathen nähern

sich

sich sogar der Antike. — Die meisten sind von einer sehr feinen Komposition, etwan wie das sogenannte Aurum magicum, einige von Silber, noch andre von gröberm Metall. Man hat unter diesen Geräthschaften auch Götzenbilder in Elfenbein und dergleichen gefunden. In einigen Gegenden tragen die gemeinen Leute noch itzt eine Art von Schmuck aus gelbem Kupfer, welches mit den alten manchmal gefundenen Zierathen Aehnlichkeit hat, z. B. im Alschwangischen. Alles dieses scheint hinlänglich zu beweisen, daß die gefundenen Alterthümer von den ehemaligen Kuren und Semgallen herrühren, und daß diese die Schmelzkunst und andre Handwerke kannten, auch sogar ein im Lande angenommnes Aequivalent aller Waaren und Lebensmittel, oder eine Münze hatten, wie die Chronikenschreiber, unter andern Heinrich der Lette selbst, berichten; folglich weder so unwissend, noch so wild waren, als die gedungnen Mönche, die die ersten Chroniken schrieben, sie gern machen möchten. Ich fürchte sehr, wenn wir der Landesgeschichte mit Fleiß nachspüren werden, möchten wir wohl noch am Ende die Ueberwundenen den damaligen Ueberwindern

windern vorziehen. Aber wer wird es wagen, zu glauben, daß ein teutscher Ritter nicht unendliche Vorzüge vor einem freyen Einwohner eines kleinen Staats haben sollte, der weder ein Teutscher, noch Ritter war. Wehe den Letten, wenn unsre halbteutsche Litteratoren diesen Punkt entscheiden sollten! Eben so wenig werden diejenigen, die die Geschmeidigkeit der Kehle und alle andre physische Vollkommenheiten nirgend anders, als in wärmeren Klimaten suchen, und nach Graden der Länge und Breite bestimmen, gutwillig es zugestehen wollen, daß die lettische oder alt semgallische Sprache wohlklingender ist, weniger Konsonanten und mehr Diphtongen und Vokalen hat, als viele Sprachen mittäglicher Nationen. Wenn ihnen Sprachkenner sagen werden, daß, ohnerachtet vieler Wörter, deren Gebrauch zugleich mit ihren Begriffen nothwendig durch die Sklaverey verschwunden seyn müßen, dennoch die lettische Sprache mehr Begriffe bezeichnet, als die Sprache des gemeinen Mannes an andern Orten, so werden sie lachen; wenn sie gar noch hinzusetzen, daß sie einige Vorzüge der griechischen hat, und Empfindungen ausdrückt,

drückt, die die teutsche nicht zu bezeichnen fähig ist, so werden sie vollends diese Wahrheiten in die Reihe der Unmöglichkeiten versetzen. Zeit, glückliche Nebenumstände, und gute Köpfe, müßen dieß alles in helleres Licht setzen.

Bemerkungen auf einer durch die westlichen und nördlichen Provinzen Englands im Jahr 1779 gemachten Reise.

(Aus dem Reisejournal eines Kurländers.)

Die Ausstellung der königlichen Malerakademie hielt uns bis zum eilften May in London auf, um des herrlichen Opfers mit zu genießen, welches die Künstler ihren Göttern, Apoll und den Musen, zugleich aber auch dem Publikum seit Stiftung der Akademie alle Jahre darbringen, um letzterm zu zeigen, daß sie des Beyfalls und der Unterstützung werth sind, ohne die kein Talent gedeihen, blühen und reifen kann.

Nur in volkreichen Residenzen reicher und mächtiger Nationen läßt sich solch ein Schauspiel sehn; denn die schönen Künste sind nur Blüthen öffentlicher Wohlfahrt, und lassen sich in kleinen Treibhäusern eben so wenig erzwingen und zur Reife bringen, als die feinern Früchte Indiens. —

Wir erfreuten uns herzlich der meisterlichen Werke von Sir Joshua Reynolds, West, Gainsborough, Louterbourg, Wright, Wilton, Cypriani,

ni, Angelika Kaufmann, Rigaud u. a. und traten Dienstags den eilften May, bey herrlicher Witterung, in einer Postchaise, durch Piccadilly und Hydepark, Knightsbridge und Brompton, bey Fulham über die Themse, nach Puttney die Reise an. Hier machten wir Bekanntschaft mit Herrn Stapel, einem liebenswürdigen Alten von siebzig Jahren, der uns einige Stunden lang sehr angenehm unterhielt. Er ist ein Mitdirektor der Leadkompany in London; daher hatten wir Gelegenheit, uns über verschiedne Bergwerks- und Berghandlungssachen bey ihm zu erkundigen.

Man scheidet das Silber vom Bley in den mehresten Werken, sowohl des Silbers selbst wegen, als auch um das Bley geschmeidiger und brauchbarer zu machen. Das Bley aus Derbishire ist oftmals spröde und schlecht, weil man es mehrentheils nicht sorgfältig genug scheidet. — Bey Einführung der Kuppel- oder Reverberieröfen hat es in England eben die Schwierigkeiten, wie in Teutschland, gegeben. Sonst erhielt die Gesellschaft auch viel Bley aus Schottland; die mehresten dasigen Werke aber sind eingegangen. — Die königlichen Werke könn-

ten,

ten, wie Herr Stapel glaubt, auf bessern Fuß ge, setzt werden, weil es nicht an Bergordnungen und allgemeinen Einrichtungen derselben fehlt; gleichwohl ist, nach seinem eignen Berichte, kein einziges in recht blühendem Zustande. Einige Privatwerke, Gruben und Hütten scheinen, seiner Meynung nach, auf gutem Fuß zu stehen. — Seine Bekanntschaft ist für einen Bergwerksliebhaber von Wichtigkeit.

Puttney-Heath, welche wir nun passirten, ist, wie andre uneingezäunte Gemeinheiten, mit Heide und gelbblühendem Ginst bedeckt, und könnte, gleich den daran und herumliegenden Parks, Gärten, Wiesen und Waldungen in besserm Zustande seyn, wenn man guten Exempeln folgen wollte. — Mr. Hartleys unverbrennliches Haus, das er zum Experimentmachen auf der Heide hat erbauen lassen, liessen wir zur Linken liegen, und hatten eine weite Aussicht nach Kew und s. w. zur Rechten. Lord Spencers Landsitz zu Wimbledon blieb uns ebenfalls zur Rechten. Der große dazu gehörige Park ist mit einer Backsteinmauer umzogen. Von der Höhe der Heide ist die Aussicht reich und bewundernswürdig nach Kingston, einem artigen wohlbebauten

ten Städtchen, in welchem die Benennung der Freymaurer daher entstanden seyn soll, daß bey einer Empörung die Maurer allein davon frey befunden worden sind. — —

Nach einem halbstündigen Aufenthalt in diesem netten Orte reisten wir weiter, und ließen Lady Pelhams Landgut, mit einem vortrefflichen Park und Pflanzungen umgeben, zur Rechten am Wege, so wie Hampton-Court, wovon wir durch einen schönen breiten Fluß (die Themse) getrennt blieben.

Das Land ist in dieser ganzen Gegend einem Garten ähnlich, in großem englischen Geschmacke; eingezäunte Wiesen, Ackerland nach der Schnur besäet und ohne Unkraut, Hecken, Reihen von hohen Ulmen, Dörfer, Landhäuser, mit schwarzer Heide, Teichen und Bächen vermischt, und weite Thäler und sanft umlaufende Hügel! —

Wir erreichten bald nachher Claremont-Park, von König Georg des Zweeten Staatsminister, dem Herzoge von Newcastle, auf einem Grund angelegt, den schon Kardinal Wolsey unter Heinrich dem Achten zu wählen gewußt hat, — und nun vom berühmten Lord Clive mit indianischen Reichthümern

thümern erkauft, ein ruhiger Landsitz mitten im herrlichsten Lande zu seyn, um daselbst seines in Indien erworbenen Ruhms und Ueberflusses zu genießen, wenn Reichthum und äußeres Glück ihm das Leben hätten angenehm machen können, das er sich selbst, aus Melancholey, verkürzte. — Die Lage und Größe und das hügliche Terrain des Parks sind bewundernswürdig — und das schöne Haus, welches Lord Clive hat erbauen lassen, fällt vortrefflich ins Auge. Es liegt auf einer Anhöhe, die nach allen Seiten über den Park und das schöne Surry die reizendsten Aussichten hat. Die Hauptfacade ist mit einem Portal von vier korinthischen Säulen geziert, und die hinaufführende hohe Treppe in einfachen gutem Geschmacke. Die Fenster haben eine schöne Proportion, und der Baumeister hat sich der widerlichen französischen, oder blondelschen Fenster, so wie anderer moderner Fensternarrheiten, weislich enthalten. Die drey übrigen Seiten des Gebäudes sind in gleich reinem Geschmacke. Lord Clive ließ es statt der gothischholländischen Gebäude errichten, womit der vorige Besitzer bewiesen hatte, daß es ihm und seinem Baumeister an Geschmacke

schmacke fehlte. Lord Clive bediente sich dazu des königlichen Gärtners Brown zu Hampton-Court, der sich damit viel Ehre erworben, indem er die Vanbrughsche Plumpheit, den holländischen Maurergeschmack und den Adamschen Ueberfluß glücklich zu vermeiden, und die Reinigkeit und Einfalt der bessern alten und neuen Meister zu erreichen gewußt hat, sowohl in Proportion, als in Zierathen. Das Vestibule, oder die Hall beym Eintritte, hat abgerundete Ecken und eine runde Decke, die von acht Säulen von rother Porphyrscagliola getragen wird. Ueber den beyden Kaminen, rechts und links, sind Basreliefs von Gyps in gutem Geschmacke, Indien, auf Trophäen sitzend, und Indien, neben Lord Clives Urne sitzend. Die Haupttreppe bekömmt reichlich Licht von oben, und ist mit leeren Nischen und einigen Basreliefs ausgeziert. Die Treppe scheint etwas zu schmal zu seyn, und ihre Zierathen sind darin fehlerhaft, daß die umlaufenden Korridors im zweeten Stocke sich durch garstige rundgewölbte schier gothische Schwibbögen gegen die Treppe hin öffnen. Ein simpler Säulengang hätte nicht mehr gekostet, und dem Gebäude dieselbe Festigkeit gegeben.

gegeben. In dieſer Rückſicht iſt die Treppe weit unter der edlen Treppe in Sir Wynns, Lady Humes, Lord Shelburnes und andern Häuſern in und bey London. Im Stuccoplafond eines großen Staatszimmers, welches in unerborgtem und ſchönem Styl gearbeitet iſt, war die mittlere Roſe auf eine ungemein ſinnreiche und geſchmackvolle Weiſe mit Pfauenfedern inwendig ausgeziert, ſo daß ſie den indianiſchen Sonnenſchirmen ähnlich ſieht, die in Indien Symbole der Souveränität und königlichen Würde ſind, welche, wie bekannt, Lord Clive vom Mogol über einen Theil von Bengalen geſchenkt erhielt. — Ueberhaupt iſt alle Stuccoarbeit dieſes Palaſts vortrefflich. In der Bibliothek iſt der Plafond mit ovalen gemalten Porträten von Chaucer, Milton, Shakeſpear, Pope, Dryden, Locke und Newton umgeben. Kein einziges der untern Zimmer iſt ausmeublirt. Im zweeten Stocke aber ſind alle Zimmer mit ſchönen indianiſchen Papieren behangen, und Meublen und Bette von indianiſchem Zitz, oder andern Zeugen. Auch bemerkten wir in einem Zimmer ein Kabinet von oſtindiſchen Früchten, nach der Natur ſchön in Wachs

pou-

poußirt, mit beygeschriebnen Namen derselben. Auf andre Weise wird wohl ein Liebhaber und Botaniker die mehresten dieser Fruchtarten in Europa nicht zu sehen bekommen.

Von Schildereyen, Statüen und andern dergleichen Merkwürdigkeiten ist dermalen noch nichts zu sehen; auch sollte man in den obenbemeldten Meublen wohl nicht den ungeheuern Reichthum der Familie erkennen. Vermuthlich starb Lord Clive zu früh, und die Vormünder des itzigen Besitzers hielten sich nicht berechtiget, ihn sichtbarer zu machen, in Hoffnung, daß er nach seiner Mündigkeit es selbst thun werde. Mündig zwar ist er vorm Jahre geworden; — aber leider! nicht geboren, oder noch nicht reif, sein Vermögen zur Vollendung von Claremont mit Geschmack und Geist anzuwenden. Der junge Herr von einundzwanzig Jahren, der nunmehrige Lord Clive, dankte bis auf drey Arbeiter und Bedients alle Leute ab, die von seinen Vormündern blos zur nöthigen Reinhaltung von Claremont in Sold und Brod waren beybehalten worden. Was will doch der junge geistlose Filz mit all seinem Gelde machen? Sollens ihm die wenigen bey-

beybehaltnen und auserwählten Benienten allein stehlen? — Der Haushofmeister, ein gescheuter Mann, glaubte nicht, daß er uns ohne Erlaubniß seines wunderlichen Herrn das Haus zeigen könne, und vom Park sagte er: It is yet but indishabile, worin er ziemlich recht hatte, so schön und abwechselnd auch dessen Lage, und so herrlich auch die Plantagen und Gebüsche sind, welche sich noch vom Herzoge von Newcastle, oder den alten Besitzern herschreiben, und beweisen, daß dessen oder deren Gärtner verstanden, die Natur nicht zu verderben, sondern zu verschönern.

Die Plantagen sind zu ihrer höchsten Vollkommenheite herangewachsen, zu einer Schönheit und Höhe, welche die ersten Anbauer vermuthlich zu erleben gewünscht haben. — Gleich hinter dem vorbeschriebenen Wohnhause ist ein hoher, wahrscheinlich durch die Kunst aufgetragener, schönbepflanzter Berg, auf dem ein Thurm, in Gestalt eines Kastels, steht, der nach einer daran befindlichen Inschrift im Jahre 1715 aufgeführt ist. Die Aussicht von selbigem ist in jedem Betracht erwünscht, groß und malerisch. Gerad unter ihm ist ein rund-

licher

licher Teich, mit Gazon eingefaßt, und in diesem eine schön bepflanzte Insel, mit einem Lusthause, oder Pavillon von schlechtem Geschmacke; so wie alle im Garten, oder Park befindliche Tempel und Lusthäuserchen von elendem und plumpen Geschmakke sind. Die auf die Insel führende chinesische Brücke thut eine gute Wirkung. Hinter dem Teiche und der Insel führt der Weg unter einer mit Nadelholz schön besetzten Anhöhe zu einer anmuthigen am Rande des Teichs liegenden Grotte, die aus großen übereinander gethürmten Felsenmassen erbauet ist. Dieß alles zusammengenommen macht von der andern Seite der Insel einen herrlichen Effekt, — und wir hätten Stunden und Tage gebraucht, diese mannichfaltigen stillen Schönheiten der wohlgenützten Natur ganz auf uns wirken zu lassen.

Wir eilten von dannen, nach Cobham und dem nahe dabey auf einer Anhöhe schön in die Augen fallenden Paynes-Hill. Die dahin führende Straße überraschte uns durch einen außerordentlich malerischen hohlen Weg, über den zur Verbindung des Gartens und Parks eine hölzerne Hangbrücke geworfen

worfen war — durch Mr. Hamilton, den vorigen Eigenthümer und Baumeister des Garrens, dessen Geschmack in der Wahl des Bodens, in der Anlage des Ganzen und in Errichtung und Ausschmükkung der Gebäude gewiß im höchsten Verstande rein und klassisch gewesen ist. Er war ein vertrauter Freund des Lord Littelton, dessen Park und Garten zu Hagley mit unter die schönsten in England gezählt werden. Obgleich sein Vermögen nicht ausnehmend groß war, so wars durch guten Haushalt und kluge Anwendung doch hinreichend, dieß Elysium hervorzubringen. Der itzige Besitzer, Mr. Hopkins, kaufte es für fünfundzwanzigtausend Pf. Sterl. er hat aber zu viel Geschmack am Gelde und der Alley, als daß er in Hamiltons Ideen hätte eintreten, oder selbst etwas gescheutes machen sollen.

Das von ihm aufgeführte Wohnhaus liegt sehr vortheilhaft auf einer Anhöhe, über einem vortrefflichen Thale, und fällt von weitem gut in die Augen. Aber es verliert in der Nähe. Es hat ein Portal von Säulen, ohne Proportion, die kein Gebälk zu tragen haben, und kümmerlich und schwerfällig in der Mitte des Gebäudes stehen, das zu

beyden

beyden Seiten des lächerlichen Portals zween Pausbacken macht, ohn Absicht und ohne Nutzen, da die Aussicht ohnedem nach allen Seiten übers Thal bis nach Claremont, und über Surry nach London hin, bis ins unendliche geht. Kurz, das Haus steht da, als ein mageres Karrikaturgesicht ohne Hirnkasten, und man mag die Hauptseite ansehen, wie man will, so erregts doch immer den unangenehmen, unpoetischen, unmoralischen und unwahrscheinlichen Begriff von Vor- und Hintertheil in Eins geschmolzen.

Zu beyden Seiten des Hauses hat Mr. Hopkins, oder sein Mauermeister, es für dienlich gefunden, zwey enge Achtecke, mit Pilastern auf den Ecken, anzubringen, die von einer eben so magern, aber kürzern Proportion sind, als die Säulen des Portals; jedoch noch weit größer, als die Zwergsäulen des Ganges, wodurch beyde Achtecke mit dem Gebäude verbunden sind. Doch genug von diesem Tempel und Monumente des Unsinns! —

Durch stattliche Nadelholzplantagen kamen wir zu einem Abhange des Berges, der die Morgen- und Mittagssonne hat und zu einem Weinberge einge-

eingerichtet ist. — Der erste Weinberg, der mir in England zu Gesichte kam. — Nach dem Berichte des Gärtners sinds Stöcke aus Burgund, und die Trauben reifen in guten Jahren bis zu dem angenehmsten Geschmacke. Doch soll der daraus gepreßte Wein immer herb bleiben. Im Thale vor dem Weinberge, an einem breiten Teiche, der durch einen gestaueten Bach hervorgebracht worden ist, sahen wir, in einiger Entfernung, einige neugebauete gothische Ruinen, kamen drauf zu einem gothischen Pavillon, der eben ausgebessert ward, und dann durch anmuthige Spatziergänge zu einzelen Stücken von Roccaillemassen, die in schönem Geschmacke von großen Steinen aus Glocestershire erbauet sind welche von Pholaden durchfressen waren. Sie brachten uns unvermerklich an einen Kanal, über den aus ähnlichen Massen eine Brücke gebauet ist, die unter dem Gewölbe mit nachgeahmten Tropfstein, aus zusammengesetzten Stükken von derbyspirischem Selenit und Spath sehr künstlich ausgeziert worden, und obenhin höchst malerisch mit Epheu überwachsen ist. Wir glaubten damit die berühmte Grotte gesehen zu haben;

aber

aber wir hatten uns geirrt. Es war nur der erste Vorschmack und Prolog der rechts gedachter Brükke unter der Erde liegenden Grotte, die eine Epopee in ihrer Art ist, und an Geschmack, Simplicität, Wahrheit und malerischer Wirkung alles übertrifft, was in der Art in Holland, in Weißenstein bey Kassel, zu Wilhelmsthal, zu Potsdam und andern Orten gemacht und gestümpert worden ist. Keine Muscheln und Schnecken, widernatürlicher Weise in architektonische Dessins zusammengezaubert; — keine Drachen, Ratten und Mäuse und Füchse zwischen Felsmassen, wie zu Kassel; — nichts von alle dem abgeschmackten — sondern die unterirdische wilde Natur der Höhlen zu Antiparos, im Park von Derbyshire und andern Orten, mit großem Geschmacke nachgeahmt in malerischen Massen, kontrastirt mit Licht und Schatten, und ausgeführt mit schwarzen und andern rauhen Felsen, deren Decke mit Tropfstein gleichsam überzogen und mit großen Massen von Tropfstein behangen ist. Dunkle, krumme Gänge führen zu halberleuchteten, und durch selbige gelangt man mit abwechselndem Erstaunen in das mittlere Hauptgewölbe, aus

welchem

welchem sich ganz finstre Felsengänge in dem Felsengrunde zu verlieren scheinen. Hin und wieder rauscht das Wasser unter den Felsen hervor, und die Aussicht durch die durchbrochnen großen Klüfte auf das vor der Grotte befindliche große Wasser ist unvergleichlich. Die Form der Tropfsteine ist meisterlich nachgeahmt durch Stücke von derbyshirischem Selenit, Spath, Quarz, Fluor, Eisenschlacken u. s. w. Hin und wieder sind Versteinerungen an den Felsenwänden angebracht, als wenn sie daselbst von Natur zu Hause gehörten. Kurz, Niemand kann dieß herrliche Werk ohne Bewunderung und Zufriedenheit betrachten. Nach den Ideen und unter Direktion des vorigen Besitzers, Mr. Hamiltons, ist es von einem Künstler in Wiltshire verfertiget worden, der zu Oatland, bey Windsor, dem jetzigen Herzoge von Newcastle gehörig, eine ähnliche Grotte erbauet haben soll. Die sich zeigende große Parthie von Wasser scheint ein großer Fluß zu seyn, der sich weit zwischen den Anhöhen herumzieht, und über den verschiedne schöne Brücken gebaut sind. Der Gärtner versicherte uns aber, es sey ein künstlich gemachter Fluß,

der

der durch eine Maschine aus dem tiefer liegenden Bache gefüllt wird. — Romantische Spaziergänge brachten uns an der linken Seite dieses Flusses zu einigen neuerbauten römischen Ruinen eines alten halbverfallenen Kolumbariums in vortrefflichem Geschmacke. Es ist mit alten marmornen Basreliefs und Urnen in den Nischen ausgeziert, damit der Eigenthümer sowohl, als der erstaunte Bewunderer dieses Elysiums erinnert werde, daß Alles eitel und vergänglich sey. An der linken Seite sind zwey marmorne antike Basreliefs eingemauert, mit dem Bilde der Nemesis, oder der Göttinn, welche die Herzen prüft, und Tugenden und Laster zu schätzen, zu lohnen und zu bestrafen weiß. Mit der Rechten öffnet sie sich den Busen, zum Zeichen, daß sie das Innere des Herzens prüfe, und mit der Linken macht sie den Kubitus, oder das gewöhnliche Maß der Alten, zum Zeichen, daß sie richtig messe, lohne und strafe. Ich mache diese Anmerkung darum, weil dieß auf und an den Begräbnißurnen und Monumenten nicht ungewöhnliche Bild, irriger Weise, gemeiniglich für eine Amazone, und der Himmel weiß

wofür

wofür sonst noch ausgegeben wird. Der verständige Gärtner ließ sich meine Erklärung desselben wohlgefallen, und merkte sich solche.

Durch weitläuftige, lange und ungemein schöne und abwechselnde Spatziergänge gelangten wir an das siebenundreyßig Fuß hohe Schöpfrad, wodurch das Wasser aus dem siebzehn Fuß niedriger liegenden Bache in die Höhe geschöpft wird. Es ist das gewöhnliche persianische Schöpfrad. —

Von hier lief der Spatziergang unter einem hohen buschigen Bergwalle in die Höhe, zwischen Wald und Hügeln fort, bis zu einer Einsiedeley, die am Abhange eines steilen Bergufers stehet. Sie ist in einem sehr rüstiken Geschmacke gebaut, aus Holzblöcken, und inwendig mit einem Strohbett und äußerst gothischen Tischen und Stühlen besetzt. Der Freund der Einsamkeit und stiller melancholischer Freuden hat aus den Fenstern der Einsiedeley eine entzückende Aussicht über das weite Thal, durch welches vorbenannter Bach sich fortwindet. Die Einsiedeley ist an dem Abhange des Berges von unten mit sehr malerischen alten Baumstämmen unterstützt. Die Spatziergänge in dieser Wildniß

brach-

brachten uns endlich auf die Spitze des Berges, wo im dicken Walde ein hoher Thurm, in gothischem Geschmack, erbauet worden ist, von dem man den ganzen Park und das ganze benachbarte Land übersehen, und sich überzeugen kann, sichtbarer Weise, "daß eingezäunte Ländereyen schön und fruchtbar werden, da hingegegen die Commons, oder Gemeinweiden mit nichts, als schwarzer Heide, Ginst und kümmerlichem, unfruchtbarem Gesträuch bedeckt bleiben."

In einem Zimmer dieses Thurms waren verschiedne alte marmorne Brustbilder aufgestellt, namentlich: Plotina, Lucilla, Krispina, von mittelmäßiger Arbeit und sehr ergänzt, Antonia, vortrefflich gearbeitet und erhalten, Sabina, Faustina u. a. nicht ausnehmend.

Von diesem Thurme giengen wir, bey beständig abwechselnden, feyerlichen Aussichten auf der Anhöhe, zu dem Hauptgebäude hinab; fanden aber, ehe wirs uns versahn, zwischen den hohen Bäumen einen feyerlichem dorischen Tempel, mit sechs freystehenden Säulen im Portal und acht Seitenpilastern, oder Halbsäulen, vor uns, der unsere

ganze

ganze Aufmerksamkeit auf sich zog — und gewiß verdiente; denn er ist so rein von Geschmack, und so richtig und schön und edel in seinen Formen und Verhältnissen, daß ein Mitbürger und Zeitgenosse des seligen Perikles ihn mit Zufriedenheit hätte mitten in Athen ansehen können, obgleich kein parischer Marmor, sondern nur Holz, Stein und Gyps zu Erbauung desselben gebraucht worden sind. Im Fronton ist ein Bacchanal von zierlichem Geschmack. In den Nischen des Pronaos unter dem Portal sind hinter den Interkolumnien vier Gypsabgüße der berühmtesten alten Statüen. In dem Tempel selbst, der in den Interkolumnien des hintern Pronaos Fenster, und folglich vollkommnes Licht hat, und also einen erleuchteten Saal ausmacht, ist aufgestellt in der Mitte eine kolossalische, herrliche antike marmorne Statüe des Bacchus, im Verhältniß der Dione, oder der Flora bey Sir Townley. Der Kopf, Rumpf, Rücken und Füße sind von vortrefflicher griechischer Arbeit, und eines Gottes; — die Beine aber sind durch einen Stümper ergänzt und lahm. Herr Hamilton, welcher den Tempel erbauet, schätzte diese

Statue auf dreytausend Pfund Sterl. Lord Besborough hat zweytausend Pfund dafür geboten, aber sie so wenig von ihm, als dem jetzigen Besitzer, erhalten können. An den Wänden sind aufgestellt die antiken marmornen Brustbilder von Adrian, Albinus, Geta, L. Verus, Cäsar, Brutus, Antoninus Pius, Sept. Severus, Pertinax, Trajanus, Kommodus und Kaligula; größtentheils ergänzt und zum Theil überarbeitet. L. Verus, Cäsar und Kommodus sind besonders schön.

Weiter hinunter von dem Hauptgebäude brachte uns der Gärtner, unser gute Führer, zu einem Pavillon, in Gestalt eines Gezelts, auf einer freyliegenden Anhöhe, von der die Aussicht reicher und schöner war, als wir sie bisher an irgend einer andern Stelle dieses vortrefflichen Parks gefunden hatten. Von hieraus hat Herr Hamilton mit großer Zuversicht und Zufriedenheit die Schöpfung seines Genies, seinen Kanal, seine Grotte u. s. w. übersehen können; und der geschmackvolle Gärtner hätte hier Thränen vergießen mögen, daß sein jetziger Herr, ohne Geschmack und ohne Gefühl des Schönen, nur auf einen Nabob warte, um

ihn und dieſen ganzen vortrefflichen Park mit Vortheil verkaufen zu können. Wir ſympathiſirten mit dem gerechten, ſtillen Schmerze dieſes verſtändigen, guten Mannes, der aus Schottland gebürtig und kein mittelmäßiger Botaniker iſt, und ſchenkten ihm beym Abſchiede eine halbe Guinee, mit dem Wunſche: To enjoy with happineſs the Beauties of this Paradiſe! —

Müde von allen Herrlichkeiten, die wir geſehen hatten, und herzlich hungrig, warfen wir uns in den Wagen und eilten um fünf Uhr Nachmittags noch vier Meilen weiter nach Ripley, ſpeiſten daſelbſt bey einem Schweizer aus Bern, und fuhren ſogleich wieder weiter durch lauter anmuthige Gegenden und bey der angenehmſten Witterung nach Godalmin, einem Flecken in einer von ſchönen Bergen umſchloßnen Gegend. Wir übernachteten daſelbſt in einem reinlichen Wirthshauſe, bey einem billigen und verſtändigen Wirthe, und erfuhren von dem daſigen Buchhändler, daß anderthalb Meilen von da, zu Busbridge, Sir Rob. Barker gehörig, von dem vorigen Beſitzer des Landgutes, ſeiner jungen, zu früh verſtorbnen Gemalinn zu

Ehren,

Ehren, mitten im Garten eine tiefe Katakombe in einem Berge angelegt, in welcher vor dem Sarge derselben beständig eine Lampe brennend erhalten worden sey — bis der jetzige Besitzer die Katakombe habe zuwerfen lassen. Die sentimentale Zärtlichkeit des Erbauers und die Fühllosigkeit des Zerstörers werden von selbst auf den Leser wirken. —

Von Godalmin fuhren wir durch ein reizendes Thal, worin man zum erstenmale festen Sandstein erblickte, und durch sandige Wege immer bergauf längs wüsten Gemeinheiten, die mit schwarzer Heide und gelbblühenden Ginstbüschen bedeckt waren. Die Aussicht war von den Höhen auf die seitwärts liegenden, schöngrünenden Wälder und die in den Wüsteneyen zerstreuten herrlich bebauten Thäler, Landgüter und Dörfer, von wunderbar großem Umfange, und erweiterte sich zu allen Seiten ins Unendliche, bis wir endlich die größte Landeshöhe, über einem länglichrunden, tiefen, kahlen Thale, des Teufels Punschbowl genannt, erreichten. Man sollte kaum glauben, daß dieser Theil Englands so bergig sey. Es zeigte sich deutlich, daß diese Berge aus regelmäßigen, dichten Sandsteinlagen bestehen:

stehen: zu bewundern ist es also, daß man noch bis itzt keine Steinbrüche darin geöffnet hat, und sich in dem ganzen südlichen Theile von England des zwar schönen, aber leicht verwitternden Portlandsteins bedient, der nur ein weicher Kalkstein ist. Nahe am Ende der Station bemerkten wir rechter Seits der Straße eine kleine Wasserleitung, durch welche das Wasser zur Wässerung der höher liegenden Wiesen über einen darunter weglaufenden Bach geführt ward. Die Gegend war zu beyden Seiten malerisch, so, daß wir ausstiegen, und in der Eile die auffallendsten Parthien aufzunehmen versuchten. Dann fuhren wir über Rippock, wo wir die Pferde zu unsrer Weiterreise schon fertig fanden, sogleich weiter durch ein höchst angenehmes waldiges und bergiges Land, die Schule der Landschaftmalerey, nach Petersfield zu.

Wir erreichten diesen Ort Mittags um zwölf Uhr, und speisten daselbst. Eben lagen hier dreyhundert Mann Hochländer, zum dreyundsiebenzigsten Regimente gehörig, welches Lord Macleod in den Hochländern neuerlich errichtet hatte. Sie waren noch nicht in ihrer völligen Uniform; man

sahe

sahe sie also in ihrer eigentlichen Nationaltracht, ohne Beinkleider, mit gestreiften Hüftschürzen und Strümpfen, kurzen Jacken und platten blauen Kappen. Die Officiere und Unterofficiere allein zeigten sich in ihrem völligen militärischen Putze, mit rothen Jacken, gelb aufgeschlagen mit Silber, Patrontaschen vor dem Unterleibe, langen Haudegen, Dolchen, gutem Schießgewehr und großen Federbüschen auf den blauen Kappen. Ihre Feldmusik, eine Sackpfeife, thut keinen sonderlichen Effekt, und ihr Exercieren mit dem Schießgewehr, wobey englisch kommandirt ward, war so unvollkommen und fehlerhaft, als sich von ganz rohen Leuten erwarten ließ. Aber eben dieß zeigte sie um so mehr in ihrem wahren Nationalcharakter, — kurz und gedrungen und leicht von Wuchs und von eigenthümlichen Physionomien, von englischen und teutschen merklich verschieden. Ein gedankenvoller, stiller Ernst war sichtbar in ihren Gesichtern. Vom Singen und Springen und Pfeifen und Plaudern der südlichen europäischen Nationen war unter ihnen nichts zu bemerken, sondern vielmehr blos der vorhererwähnte Ernst, der etwas melancholisches

verräth,

und die finstern Stirnen der ossianschen Helden erklärt, und der Melancholey zum Grunde zu haben scheint, die durch die Wildheit ihrer hohen, kahlen Gebirge, durch ihre einsame Lebensart, ihre Armuth und den Verdruß natürlicher Weise hervorgebracht seyn dürfte, — daß sie bey allen ihren militärischen Verdiensten eine besiegte Nation seyn müßen. Die allerwenigsten verstunden Englisch, sondern redeten ihr wohlklingendes Erse oder Galick. Ich hätte sie gern singen hören und tanzen gesehen. Auch fand ich endlich einen bejahrten Mann, der Englisch verstand, und sich rühmte, ein guter Sänger zu seyn. Fingal und Temora he had read in Books; aber er wußte sich keiner Melodey zu erinnern, und die Zeit war so kurz, daß ich meine litterarischen Untersuchungen gar bald abbrechen mußte.

Gleich hinter Petersfield änderte sich das Ansehen und die Beschaffenheit des Landes. Der Wald verschwand, die hohen Berge waren ganz kahl, und feiner Rasen bedeckte die darunter liegenden Kreitenschichten, — die mit den gewöhnlichen Versteinerungen, Belemniten und Echiniten und auch

mit

mit Feuersteinklumpen angefüllt waren. Diese Art von Bergen und Boden soll sich viele Meilen zur Rechten bis über Salisbury hinaus erstrecken, und die feinste Wolle geben. Sie begleitete uns weit jenseit Portsdown, da wir von der Höhe auf einmal das niedrigere von Flüßen und Morästen durchschnittne feste Land, die Insel Portsea, die Stadt Portsmuth, den Hafen Gosport, den großen Seearm bey Spithead und St. Helens, die daselbst liegende königliche Flotte, die Insel Wight und die weite offne See vor und unter uns erblickten. Das Wetter war ausnehmend heiter, und wir genossen einen majestätischen und über alles herrlichen Anblick, der — allein eine Reise verdient. Von hieraus übersahe vorm Jahre König Georg den ihm unterworfnen brittischen Ocean, zu dessen Behauptung damals die keppelsche Flotte bey Spithead vor Anker lag. Das Land und die Stadt und der Hafen von Portsmouth lagen auf dieser schönen natürlichen Landcharte so deutlich vor uns, daß die Schwierigkeit eines Angriffs von der Landseite zugleich in die Augen fiel. — Der Eingang in die Insel Portsea, worauf Portsmouth liegt, ist durch

Morä-

Moräſte und ſchöne regelmäßige Feſtungswerke mit ausgemauerten Gräben und einer zahlreichen Artillerie bedeckt. Durch dieſe näherten wir uns der Stadt.

(Die Fortſetzung im folgenden Stücke.)

Volksmenge von Liv- und Esthland, im Jahre 1783.

Livland:

Riga	14347 männl.	13591 weibl. Seel.
Lemsal	264 —	288 — —
Wolmar	184 —	209 — —
Walk	447 —	446 — —
Wenden	506 —	523 — —
Dorpat	1651 —	1784 — —
Pernau	1098 —	1082 — —
Fellin	310 —	337 — —
Arensburg	641 —	750 — —
Rigischer Kreis	48130 —	47928 — —
Wendenscher Kreis	61864 —	62276 — —
Dorptscher Kreis	81243 —	81218 — —
Pernauischer Kreis	36554 —	36192 — —
Oesel — —	15705 —	15742 — —
	262944 —	262366 — —

Totalsumme: 525310 Seelen.

Esth-

Esthland: *)

Harrien.	Erbleute.	freye Leute.	Totalſ.
Die Stadt Reval, die Kirchſpiele Kuſal Jegelaht, Johannis, Jurgens, Koſch, Kegel, Ampel	19324.	3924.	23248.
Baltiſch Port.			
Des Städchen Baltiſchport, die Kirchſpiele Jörden, Rappel, Haggers, Riß, Mathei und Kreuz, Goldenbeck, Merjama	17650.	624.	18274.
Wirland.			
Das Städchen Weſemberg, die Kirchſpiele Jewe, Waiwara, Lugenhuſen, Weſemberg, Haljal, Maholm, Jacobi, Simonis, Katharinen	22857.	1149.	24006.

Jerwen.

*) Hier iſt blos die Zahl des männlichen Geſchlechts berechnet, und Freye und Erbliche beſonders.

Jerwen.	Erbleute.	freye Leute.	Totalſ.
Das Städtchen Weißenſtein, die Kirchſpiele Johannis, Mathei, Mar. Magdalenen, Petri, St. Annen, Jugel, Klein Marien	13594.	646.	14240

Die Wieck.			
Das Städtchen Habſal, Leal, die Kirchſpiele Kirrefer, Martens, Poenal, Roethel, Leal, Karuſen, Hañehl, Michaelis, Fickul, Habſal und Nuk, die Inſeln Wormen und Dagen	18019.	1855.	19874.
	91444.	8198.	99642 mänl. Seel.

Anfragen:

Woher kömmt es, daß die wahre Natur der in diesem ganzen Jahrhunderte nun so oft in Kurland an vielen Orten wüthenden Viehseuche noch fast gar nicht untersucht ist? welcher Art ist sie, und von wannen kömmt sie; durch Ansteckung, oder Versäumniß der Pflege? warum sucht sie nun beynahe Jahr auf Jahr just gegen den Herbst uns heim? und welches sind die Mittel, ihrer jedesmaligen Verbreitung Schranken zu setzen?

Wie kann man wider den fast immer tödtlichen Biß der in sumpfigen Gebüschen, an Strauchwegen und feuchten Stellen in Kurland sehr häufigen sogenannten Kupferschlange sich am sichersten verwahren, und durch welche Mittel läßt sich die Tödtlichkeit eines solchen Bisses geschwind genug verhindern?

Beyde Fragen verdienen die Aufmerksamkeit aller guten und verständigen Männer, und was an Antwort und Erläuterung darüber Tristiges eingeschickt

geschickt werden sollte, soll dieser Monatsschrift sowohl, als dem lettischen Kalender des folgenden Jahres, zum allgemeinen Besten, einverleibet werden.

Mitauische

Monatsschrift.

May, 1784.

Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Fortsetzung der Bemerkungen auf einer durch die nördlichen und westlichen Provinzen Englands im Jahre 1779 gemachten Reise.

(Aus dem Reisejournal eines Kurländers.)

Portsmouth ist, wie die Docken, mit Moräſten, einem regelmäßigen Hauptwalle, Kontregarden, Ravelins, wohlpalisadirten Kontreſcarpen und Glacis, und einer ſehr anſehnlichen Artillerie, befeſtiget. Die Stadt ſelbſt iſt rein und wohlgebauet, nicht groß, aber ſtark bewohnt, und mit allen Lebensmitteln reichlich verſehen. Wir kamen daſelbſt Nachmittags um fünf Uhr an, traten at the Crown-Inn, einem guten Wirthshauſe, ab, und giengen, ſchon etwas ſpät, unter der Feſtung am Hafen nach den Dock-Yards, um daſelbſt in der Akademie ein Empfehlungsſchreiben an den ruſſiſchen Lieutnant Lohman abzugeben. Die Dock-Yards ſelbſt ſind

mit

mit hohen Mauern unter den Kanonen der Stadt umgeben, und werden, verdächtiger Leute wegen, mit große Sorgfalt bewacht. Der Pförtner versagte uns den Eintritt mit vieler Höflichkeit, erkundigte sich, auf unsre Bitte, nach Lieutenant Lohman, der nicht zu Hause war, und nahm von uns ein Billet an ihn entgegen. Eben kamen die Arbeiter aus der Docke in Reihen und Gliedern, als ein Korps Soldaten. Ihre Zahl schien sich auf einige tausende zu belaufen. Wir giengen am Hafen zurück, der voller Schiffe war, und in welchem eine große Anzahl unbewaffneter Kriegsschiffe (Hulks) vor Anker lagen. Drey zur Hardyschen bey Spithead liegenden Eskadre gehörige Linienschiffe lagen vor und in den Docken, um am Boden gereiniget zu werden, welches immer in einem, oder ein Paar Tagen geschehen kann.

Morgens darauf besuchte uns der Lieutnant Lohman; und weil er Erlaubniß bekommen hatte, am Bord des Thunderer, Kapitän Walsingham, mit Admiral Darbys Flotte von zwölf Linienschiffen der westindischen Flotte entgegenzugehen, die bey erstem guten Winde absegeln sollte,

so

so war er gleich darauf bedacht, uns mit dem russischen Kapitän Apreleff persönlich bekannt zu machen, an welchen wir auch von dem russischen Gesandten in London ein Schreiben abzugeben hatten. Er holte ihn sogleich zu uns, und durch ihn wurden wir ohne Zeitverlust in die Dock-Yards gebracht. Die Erlaubniß, sie zu sehen, wirkte er uns beym Kommissär aus, und wir mußten beym Eintritt unsre Namen, Vaterland u. s. eigenhändig in ein Buch schreiben. Es ward uns ein Mann als Führer mitgegeben, und wir sahen alles, was sich in wenig Stunden sehen läßt.

Wir sahen da ungeheure Vorräthe von rohen unbearbeiteten Eichenblöcken, von geschnittnem Knie- und Ribbenholz, und von Planken, roh, oder schon ausgekocht; — alles sortirt und numerirt, so daß was zu einem Schiffe von gewissem Range dienen kann, oder dazu zugeschnitten worden ist, entweder in freyer Luft, oder unter großen Schuppen genau zusammengelegt war. Wir sahen ferner Masten von jedem Kaliber, in Blöcken, Stücken, oder schon zusammengesetzt, oder in Arbeit. Sie sind ebenfalls mit Namen und Numern versehen. Ehe

die

die Blöcke bearbeitet werden, oder wenn sie ganz bearbeitet sind, werden sie Floßweise in einem großen Bassin (the Mast-Pond) unter Wasser gehalten und aufbewahrt. Das Haus, worinn sie gezimmert und aus drey, vier und mehrern Stükken zusammengesetzt werden, ist von ungeheurem Umfange. Dann kamen Segelstangen, Bogsprieten und tannene Planken, in verhältnißmäßiger Menge. Hanf, Flachs, Segeltuch, Theer, Pech ꝛc. sind in straßenlangen Magazinen, mehrentheils von Stein gebauet, aufbewahrt.

Der Docken zu den allergrößten Schiffen sind hier weniger an der Zahl, aber sie sind von vollkommener und beßrer Bauart, als zu Chatham. Sie sind nämlich nicht nur mit den gewöhnlichen Schleußen versehen, sondern haben auch weite Bassins vor sich, in welche die Schiffe nach ihrer Reinigung, Kalfaterung und s. w. aus der geöffneten Docke eingelassen werden, sie sind durchaus mit großen Quaderstücken treppenweise ausgemauert, und können durch Hülfe eines tiefer liegenden großen Bassins, zu jeder Zeit der Flut und Ebbe mit Wasser gefüllt, oder auch, erforderlichen Falls,

trocken

trocken gemacht werden, welches theils durch die niedrige Lage dieser Bassins, theils durch Roßkünste geschieht.

Die Docken für die größten Schiffe enthalten zwey und zwanzig Fuß tief Wasser; so tief nämlich geben sie ohne Takelwerk und unbeladen unter Wasser. Wir sahen in einer derselben die Resolution, von vierundsiebzig Kanonen, welche eben mit Kupfer überlegt worden war. Man versicherte uns, daß ein Schiff dieses Kalibers in wenig Tagen gereiniget und ganz neu mit Kupfer überlegt werden könne; und dieß insbesondere sey innerhalb drey Tagen so gefüttert worden. Die Bequemlichkeit der räumlichen Docken, die beständig vorräthigen Materialien und die Menge und Ordnung der Arbeiter macht dieß begreiflich; so ungeheuer auch die Oberfläche des Schiffs unter Wasser ist, welche also überzogen werden muß. Die Kupferplatten werden mit gegoßnen kupfernen Nägeln angeschlagen, und bedecken den Boden und Kiel des Schiffes. Der falsche Kiel ist nur mit Nägeln beschlagen und leicht an den Hauptkiel angeheftet, damit, falls das Schiff auf dem Grunde fest wird,

solcher zurückbleiben, und das Schiff darüber, als über die Slips in den Docken, weglaufen könne. Den St. George von hundert Kanonen, oder vielmehr sein Gerippe, sahen wir nahe dabey auf den Slips, oder Stocks, auf welchen er schon einige Jahre in freyer Luft gestanden hatte, um desto reifer zu werden. (to be better seasoned) Dicht dabey war eine Fregatte angefangen, und weiterhin lagen noch zwey andere große Schiffe auf dem Stapel. Drey, zu der großen bey Spithead liegenden Hardyschen Flotte gehörig, befanden sich an der Außenseite der Docke im Hafen, um gereiniget zu werden; anderer nicht zu erwähnen, deren Zahl im Hafen sehr ansehnlich war.

Die neuerbaueten Rope-Walks, wo Taue gesponnen und die stärksten Kabals gemacht werden, liegen parallel neben einander und sind verschiedne Stockwerke hoch; und jedes derselben arbeitet dem andern in die Hand, vom Hanffaden an bis zum dicksten Ankertaue eines Schiffs vom ersten Range, dessen Umfang vierundzwanzig Zoll stark ist. Jedes dieser Seilerhäuser ist tausend und vierundneunzig Fuß lang und vierundfunfzig breit; und um die

Ver-

Versuche künftiger Mordbrenner von John the Painters Schlage so viel möglich zu vereiteln, sind alle Docken und Balken dieser Gebäude, nach Mr. Hartleys Methode, mit rothgemaltem Eisenblech überlegt. Das Spinnen der Hanffäden geschieht durch ein großes Rad und eine Menge von Rollen, so daß ein einziger Arbeiter gegen vierzig Faden zugleich zusammendrehen kann. Kapitän Aprelef hielt dieß für eine ganz besondere Erfindung. Sie ist aber so einfach, daß es mich wundern sollte, wenn man eben dasselbige nicht auf allen andern Schiffswerften thun sollte. Des für jedes Schiff und jeden Schiffsrang hier fertig liegenden Tau- und Takelwerks, der vorräthigen Anker, Kanonen, Kugeln, kleinen Gewehrs, wozu große geräumige Vorrathshäuser gebauet sind, der Segelfabriken u. a. will ich nicht erwähnen, und nur der Schmieden noch besonders gedenken. — Es sind derselben vierundzwanzig, oder vielmehr eben so viel große Essen, die zu Ankerschmieden und andrer Eisenarbeit gebraucht werden. Das Schmieden der Anker geschiehet, wie zu London, aus freyer Hand mit Hämmern, die zum Theil vierundfunfzig

Pfund

Pfund schwer sind. Die Arbeit ist an sich schwer, und wirds noch mehr durch den Schein der glühenden Eisenmasse, welche kein Arbeiter länger als eine Minute ausstehen kann; daher sie beym Schmieden selbst immer abgewechselt werden müßen. Ein Hauptanker eines Schiffes vom ersten Range wiegt vier Tonnen, d. i. achttausend Pfund. Unter vier Wochen kann keiner fertig werden. Das Gebläse der Essen wird mit Händen gezogen und getreten: — beydes könnte durch Wasser- oder Roßmühlen wohlfeiler gemacht und sehr erleichtert werden.

Die Wohnung des Kommissärs, so wie die der andern Officiere der Docken, sind ungemein räumlich und rein. Die Seeakademie und das dazu gehörige Observatorium sind in gleichem Geschmacke und stehen unter Aufsicht geschickter Männer. Mr. Witchel, ein gelehrter Mathematiker und Astronom, giebt Unterricht in den beyden Wissenschaften, theils jungen Herren, die hier zum Seewesen angezogen werden, theils auch Seeofficieren, denen die Lust, sich durch Theorie weiter zu bilden, durch ihre Patente und den Dienst noch nicht benommen ist. Lieutnant Lohman, welcher nach seinen Kampagnen im

Archi-

Archipelagus, unter dem Grafen Orlow, wieder verschiedene als Freywillige auf der englischen Flotte in Amerika gemacht hatte, wohnte nun aus der Absicht schon einige Monate in der Akademie, und machte uns daselbst mit Mr. Bentham, aus London, bekannt, der in gleicher Absicht daselbst wohnte. Letzterer ward von dem Augenblick an unser beständiger und bester Führer, — ein liebenswürdiger junger Mann, dessen Leidenschaft angewandte Mathematik ist. Wir sahen hier ein grosses Orery und ein Model eines Kriegsschiffs vom ersten Range, desgleichen die Speise- und Hörsäle der Akademisten, die mit Zeichnungen von Seehäfen, Kastelen, Schiffen, und dergleichen behangen waren. — Wenig Reisende können über die allhier in den Docken gefundene Aufnahme zufriedner seyn, als wir es zu seyn Ursache hatten.

Kapitän Aprelef und Mr. Bentham begleiteten uns nachher zu einem Spatziergange auf die Festungswerke, von denen wir eine herrliche Aussicht über die in der Rhede liegende königliche Flotte hatten, die aus fünfundzwanzig Linienschiffen bestand. Admiral Pye, als Admiral des Hafens, lag am

weitesten

weiteſten nach Oſten. Admiral Darby, der eine Division der Flotte kommandirte, lag mit ſeiner blauen Flagge in der Mitte. — The South-sea-Caſtle, gegen Oſten, die Wälle und Plattformen von Portsmouth, the Blockhouſe und ein andres Kaſtel am Eingange des Hafens und verſchiedne Batterien auf der gegenüber liegenden Inſel Wight werden jeden feindlichen Angriff auf die Rhede bey Spithead und auf den Hafen von Portsmouth vereiteln; ſelbſt auch wenn keine ſo reſpektable Flotte darinn vor Anker läge. — Zwiſchen der Feſtung und dem South-sea-Caſtle hat man auf dem Common, zu ſtärkrer Befeſtigung und Vertheidigung der Dock-Yards, neue Werke, und wie es ſcheint, eine detaſchirte Citadelle zu bauen angefangen; die wir aber nicht beſehen wollten.

Nach Tiſche wiederholten wir den Spatziergang auf dem Walle, der, zu unſrer Verwunderung, jedem offenſteht; und Lieutnant Lohman machte uns im Nachhauſegehen mit Sir Charles Douglas, welcher den Duke kommandirt, bekannt, damit wir durch ſelbigen auf der Flotte und hier, nach ſeinem Abgange, weiter kommen möchten.

Es

Es war dieß eine uns höchst schätzbare Bekanntschaft; denn Sir Charles erbot sich ohne Komplimente zu allem, und that wirklich mehr, als er versprach. Herr Bentham besuchte uns Abends nebst Kapitän Aprelef, der so wie Lieutnant Lohman am folgenden Tage unter Admiral Darby am Bord des Thunderers in See gehen sollte.

Den Morgen darauf hatte uns Sir Charles, ehe wir noch wach waren, durch einen seiner Bedienten sagen lassen: "Er werde bey uns ansprechen und uns in seiner Schaluppe mit zur Flotte nehmen." — Wir konnten also nicht mit Lieutnant Lohman, der Abrede gemäß, an Bord des Thunderers gehen: — gleichwohl waren wir in Begriff, es zu thun, weil es hieß, die Division, wozu das Schiff gehörte, werde sogleich in See gehen. — Und wäre uns Sir Charles nicht eben noch zur rechten Zeit nachgekommen, so hätten wir uns um die Weise um eine der schätzbarsten Bekanntschaften gebracht, die wir jemals auf der Flotte und in Portsmouth machen konnten.

Seine Schaluppe mit acht Rudern brachte uns in seiner Gesellschaft und angenehmen Unterhaltung

bald

drey Meilen nach Spithead an Bord des Duke, eines Schiffs vom ersten Range, von achtundneunzig Kanonen, welches unter seinen Befehlen stand. Sir Charles ist ein Schottländer, ein Mann von großem Geist, großer Lebhaftigkeit, Erfahrung, Wissenschaft und Weltkenntniß. Er spricht vollkommen Französisch, etwas Teutsch und gut Holländisch, weil er oft in Holland gewesen ist, und Frankreich, die Schweiz, Teutschland, Dänemark, Preußen und Rußland durchreiset und aller Orten seine Kenntnisse durch Hofumgang, Lektüre und Erfahrung erweitert hat. Sein Gedächtniß ist ausnehmend; und man wird nicht leicht einen Seeofficier sehen, der so sehr ein Menschenfreund ist, und nicht leicht einen Hofmann, der so viel gründliche und praktische Kenntnisse hat, als er. — Der König von Preußen ist sein Held. Die größten See- und Landofficiere kennt er persönlich; und es war ihm angenehm, von den Prinzen des braunschweigischen Hauses und einigen teutschen und preußischen Officieren durch uns Neuigkeiten und Nachricht zu erhalten. — Bey unsre Ankunft auf seiner fürchterlichen schwimmenden Festung, die sie-

ben-

benhundertundfunfzig Mann Seesoldaten und Matrosen am Bord hatte, präsentirte er uns sogleich dem auf dem Quarterdeck wachhabenden Officier, und führte uns in seine Apartements, die im obersten Stocke des Hintertheils, oder der Pouppe, befindlich und schlecht meublirt waren, und nur aus einem ziemlich geräumigen Zimmer und einer Gallerie bestanden. Sein Bett war eine Hangmatte, ohne Vorhänge, und befand sich in demselben Zimmer. Die übrigen Meubeln waren der Zahl und Qualität nach eben so frugal, und man fand nichts von Putz und Zierrathen, als einige Blumenkasten auf der Gallerie, die nicht mit Blumen, sondern mit Kresse und andern Salatarten besäet waren. Die Hauptmeublen bestanden aus Kanonen, und die Entschuldigung des Kapitäns, daß er nicht besser logirt sey, war: "Er habe seine eigentlichen Kajütenzimmer, seinen Speisesaal, Kabinet, u. s. w. zum Hospital für die Kranken einrichten lassen, damit sie einer reinern und gesundern Luft genießen, räumlicher und ruhiger liegen und von der übrigen Equipage ganz abgesondert bleiben möchten, welches, da sie größtentheils skorbutisch wären, um

desto nöthiger sey." — Andere Officiere versicherten uns, er habe bey allen andern Kampagnen es eben so gemacht, aber unter den Kapitäns wenig Nachahmer gefunden. — — Er unterhielt uns aber davon weniger, als von einer neuen Idee und Verbesserung des Schiffkiels, die er ausstudiert hatte, um zu verhindern, daß ein vor dem Winde, oder mit Viertel- oder halben Winde segelndes Schiff von seinem Striche nicht abweiche. Er wies uns davon ein Model, welches deutlich zeigte, wie weit diese Verbesserung am Kiel der Viktory, des Duke und andrer Schiffe schon angebracht worden sey, und wie weit er sie noch zu vervollkommen wünschte.

Aus seinen Apartements führte Sir Charles uns zum Kastel, (Forecastle) woselbst er wieder zwo wesentliche Verbesserungen vorgenommen hatte. Die eine besteht darinn, daß er den Block, oder Baum, welcher zum Aufwinden der größten Anker gebraucht und Davit genannt wird, und aus zween an einander passenden langen halbcylindrischen Blöcken besteht, aus einander nehmen, über dem Bord des Schiffs als eine Brustwehr, statt der gewöhn-

gewöhnlichen Barricadirung, ihn mit bloßen Hangmatten befestigen, und diese mit altem Takelwerk überwinden und umschlagen, unter diesem aber bis aufs Verdeck des Kastels die Hangmatten hat einstopfen lassen. Vorgedachte Blöcke sind so dick, daß keine Büchsenkugel sie durchdringen, und keine Kanonenkugel, es sey denn ganz nahe dabey, sie merklich beschädigen, oder zerschmettern kann. Und gesetzt auch, dieß wäre der Fall, so hindern doch die um sie gelegten Stricke und Taue das Splittern und Umherwerfen ihrer Stücke; welches in Seegefechten, wie Sir Charles im Treffen vorigen Jahres vor Brest, durch eine Wunde im Gesicht, selbst erfuhr, für die Mannschaft sehr gefährlich ist. Die ganze Vorrichtung dieser gemachten Brustwehren erfordert, nach Sir Charles Berichte, keine halbe Stunde Zeit; und es wäre sehr gut, wenn alle Gallerien der Schiffe auf eine gleich undurchdringliche Weise mit Brustwehren versehen werden könnten, — wozu vielleicht die überflüßigen vorräthigen Masten und Segelstangen nicht unbrauchbar seyn dürften. — Die zwote Verbesserung auf dem

Kastel bestand darin, daß er die beyden letzten Kanonen auf dem obersten Verdecke desselben nach der Mitte des Schiffs hindreben und mit ihnen also, wenn er den Feind schon passirt ist, über seine eigne Gunvale weg, durch sein Takelwerk noch auf eine große Distanz, und zwar immer in schiefen Diagonalen, den Feind erreichen kann; welches ein unerwartetes und der Richtung wegen sehr gefährliches Feuer ist.

Sir Charles führte uns nun selbst zum ersten Verdeck hinunter, um uns den Haushalt seiner Leute, den Dienst der Seeartillerie und seine dabey angebrachte Verbesserungen desto deutlicher zeigen zu können. Das Gewühl der Menschen auf einem so großen Schiffe, ihre Mannichfaltigkeit und ihr Haushalt sind für Leute vom Lande höchst auffallend. Ich will mich dabey nicht lange verweilen, weil man sich von selbst ziemlich deutlich vorstellen kann, was der wildeste See- und Landepöbel, selbst unter der strengsten Disciplin, in einem solchen Gedränge für eine schmutzige Figur machen müße, besonders wenn eben der Zahlungstag gewesen ist, und Verwandte, Weiber und Nymphe

ben von der nicht weit entfernten Küste noch Getränk und Lebensmittel zuschleppen können; welches auf diesem Schiffe sichtbarer Weise der Fall war. — Seine Verbesserungen in der Seeartillerie, die meist auch bey der Belagerungsartillerie mit Nuzzen angebracht werden können, erweckten unsre ganze Bewundrung und erfüllten uns mit inniger Achtung gegen den mavortischen Seemann!

Zufälliger Weise fieng die Viktory, ein Schiff von hundertundzehn Kanonen, dicht bey uns eben damals an, mit Kanonenfeuer zu exerciren, mit einzelen Schüßen, und Lagenweise. — An sich ein großer erwünschter Anblick, der aber unsern Ohren wehe that. — Groß Glück für uns, daß Sir Charles seine Kanonenschlößer noch nicht hatte probiren lassen! We can do it as well, — nay better, sagte er uns mit Zufriedenheit im Gesichte: Are the Glasses secured? Gunner! tet every thing be ready for an Experiment. — Boys to work! Und im Augenblicke war alles fertig. Alle Verdecke wimmelten: der gemeine Mann mit antigallikanischer Erwartung im Gesichte, daß dem Feinde ins künftige sein flüchtiges Davonlaufen nicht helfen werde, —

und

und — einige von unsrer Gesellschaft in einiger Verlegenheit, wie die Ohren am besten in Sicherheit zu bringen seyn möchten. Ehe man sichs versahe, ward eine Plotonsalve von vier Neunpfündern an einer Seite, darauf eine zwote von eben so viel Achtpfündern auf einer andern, und endlich auf dem untern Verdeck eine eben dergleiche Salve aus vier Zweyunddreyßigpfündern gegeben. Kein preußisches Pelotoninfanteriefeuer hätte schöner und einstimmiger ausfallen können. Es war nur Ein Knall, — unsern Ohren dicht hinter den Kanonen weniger empfindlich, als das Feuer der Viktory, weil die Mündungen der Kanonen außerhalb des Schiffes und von uns weggerichtet waren, und der Dampf zwischen den Verdecken uns minder lästig fiel, als wir uns vorgestellt hatten. Die Erschütterung des Schiffes aber bey dem Feuer der Zweyunddreyßigpfünder war so groß, daß eine Generalsalve einer ganzen Seitenlage auf allen Verdecken unmöglich zu seyn schien, ohne das Schiff selbst in die größte Gefahr zu bringen.

Nachdem wir noch mit Sir Charles den untern Raum, die Magazine, Schlafkammern, den Stewards-

raum u. s. w. besucht hatten, begaben wir uns gegen drey Uhr wieder in seine Schaluppe, und konnten ihm unsre wahrhafte Dankbarkeit für seine Güte und den uns gegebnen Unterricht mit Worten nicht genug an Tag legen. — Kaum waren wir zu Portsmouth wieder angelangt, als sich die ganze Division des Admiral Darby vor unsern Augen unter Segel begab. Es war ein schöner Anblick, zehn Schiffe von der Linie nebst einer Fregatte und einem Magazinschiffe unter Segel zu sehen! Doch vergaßen wir das Mittagsessen darüber nicht. —

Nachmittags machten wir erst einen Spatziergang auf dem Walle, und sahn, daß sich die Darbysche Division am Ausgange der Rhede bey St. Helens vor Anker gelegt hatte, welches uns Hoffnung gab, ihr morgenden Tages einen Besuch machen zu können. Darauf fuhren wir in einem Boot über den Hafen nach der Landspitze beym Blockhouse, einer gemauerten und den Hafen bestreichenden Festung, um John the Painter in Ketten geschmiedet am Galgen hängen zu sehn. Um ihn desto länger als ein Schreckbild am Hafen am Galgen behalten zu können, war er in starken Stiefeln gehangen.

gen, und mit eisernen Stangen und Ketten ganz umlegt. Unsre Schiffjungen übten sich mit Steinen nach ihm zu werfen. Von da ließen wir uns nach dem großen Seehospital Haslar hinrudern. Es ist mit hohen Mauern und vielen Schildwachen, zu Vermeidung der Desertion umgeben, hat eine freye, offne und gesunde Lage und ist von weitläuftigem und vielfassendem Umfange. Es soll gegen viertausend Kranke enthalten und verpflegen können, die sich in Kriegszeiten auch oft darinn finden sollen. Es steht unter Aufsicht des Dr. Lind, der sich durch einige vortreffliche Abhandlungen und Beobachtungen über die Krankheiten der Seeleute, über den Scharbock und die Trinkbarmachung des Seewassers einen großen Namen erworben hat. Die Bauart ist nicht prächtig, aber regelmäßig, stark und dem Zweck angemessen. Dabey zeigt sich eine Reinlichkeit und Ordnung, wie sie sich bey englischen Stiftungen dieser Art erwarten läßt — Wir fuhren neben Gosport beym Abendwerden zurück, und brachten den übrigen Theil des Abend in unsers Führers, Mr. Benthams, Gesellschaft hin, den unsere Wißbegierde nicht ermüdete, sondern viel-

mehr

mehr ermunterte, uns sein ganzes Herz zu eröffnen und sich zu weitern Freundschaftsdiensten gefällig finden zu lassen.

Er meynt, daß sich an der baltischen See, in Preußen und in den kurischen Häfen, mit Vortheile Schiffswerfte anlegen, und Schiffe, entweder auf Bestellung, oder auf Spekulation, bauen ließen. —

Da die Darbyshe Eskadre noch bey St. Helens und die Digbyshe noch bey Spithead vor Anker lagen, so ward beschlossen, auf die Insel Wight abzureisen, die Nacht daselbst zu bleiben und dem Kapitän Walsingham und unsern Freunden Aprelef und Lohman am Bord des Thunderer zu St. Helens einen Besuch zu machen. Wir giengen also morgens nach der Akademie zu Mr. Bentham, ihn um die uns angebotene Jacht des Kommissärs zu bitten. — Während daß er zu Besorgung des Schiffs sich auf eine Meile weit entfernte, durchsahen wir seine Büchersammlung, die uns von seiner Liebhaberey und seinem Eifer für seine Wissenschaften noch neue Beweise gab.

Wir embarkirten uns also in Gesellschaft Mr. Benthams am Bord gedachter Jacht, und segelten mit

mit frischem, gutem Winde durch den Hafen, indem wir funfzehn bis sechzehn große Kriegsschiffe außer Dienst, d. i. unaufgetakelt, drey zur Darbyschen Eskadre gehörige in der Docke und eine Menge Fregatten und Transportschiffe vor Anker liegen fanden. Die uns anwandelnde Seekrankheit ward durch Essen und Trinken und Munterkeit überwältigt, und wir langten ohne irgend einen Zufall geschwind an zu St. Helens, zu dem nebst der ganzen Darbyschen Flotte vor Anker liegenden Thunderer.

Das Admiralschiff Britannia, London und ein Paar andre Schiffe der Eskader lagen dicht neben uns. Lieutnant Lohman empfieng uns mit warmen, teutschem Herzen: Kapitän Walsingham aber und Aprelef speisten eben beym Admirale. Wir ließen uns also durch unsern Freund in den Officierspeisesaal führen und den daselbst um die Bouteillen versammleten Seeofficieren vorstellen, welche uns höflich, freymüthig und ohne Umstände empfiengen und mittrinken hießen: — wozu wir auch bald erbeten waren. Der erste Lieutnant Stephens war ein alter erfahrner Officier mit einem guten Gesicht

und

und von wenig Worten. Der zweete, Lieutenant Man, war ganz Gesundheit, Feuer und Lebhaftigkeit und für uns ein vortrefflicher Gesellschafter. — Ein alter Kapitän Bishop von den Seetruppen hatte sich in dem vorigen Kriege unter andern auch bey der Eroberung von Manilla hervorgethan; andere jüngere Officiere nicht zu erwähnen. Des Kapitän Walsingham Kajüte, Kabinet und Speisezimmer waren prächtig meublirt und auch mit einigen hübschen Malereyen und Büchern versehen. Das Gewühl der Leute zwischen und auf den Verdecken glich dem auf dem Duke. Das Schiff führte, so wie jedes andre gleichen Ranges, 120 Marinen, oder Seesoldaten. Es war vorm Jahre mit im Treffen vor Brest gewesen und hatte ein Paar Todte und Verwundete gehabt, sonst aber keinen sonderlichen Schaden erlitten. Kapitän Walsingham hätte da bald durch eine Stangenkugel sein Leben verloren, die ihm überm Kopfe wegflog und in den hintern Mast schlug, in dem sie noch stack.

Nachdem wir unsern Thee eingenommen, unsre schriftlichen Komplimente an Kapitän Walsingham und Aprelef abgegeben und von unsern neuen Freun-

den

den uns mit froher Herzlichkeit beurlaubt hatten, begaben wir uns mit untergehender Sonne wieder an Bord unsrer Schaluppe auf den Weg nach Cowes auf der Insel Wight. Weil aber eine fast gänzliche Windstille war, so folgten wir dem Rath unsrer Seeleute und ließen uns bey kalter Abendluft, neben Spithead und der Dygbischen Eskadre und Portsmouth vorbey, in einem offnen Boote hinrudern nach Ricke, auf der Insel Wight — gegen Portsmouth über. Beym Anländen sahen wir beyde Flotten, welche bey St. Helens und bey Spithead ihre Reträtefchüße feuerten. Unsre gutherzigen Ruderer brachten uns etwas landeinwärts in ein vortreffliches Wirthshaus, the black Swan genannt, in Upper-Ride, einem hübschen, reinlichen und dem Scheine nach wohlhabenden Dorfe. Die beyden Töchter des Hauses, zwo vierzehn bis sechzehnjährige, schlanke, großäugige Mädchen ließen es sich, so wie ihre geschäfftige Mutter, äußerst angelegen seyn, uns wohl zu bewirthen. Und durch ihre Vorsorge speisten und schliefen wir vortrefflich.

Der alte Patriarch des Hauses, der gutmüthige Wirth, hielt uns für Russen, und seiner Einbildung

dung folgte die ganze Familie. — Man erzählte uns, daß bey Zurückkunft der russischen Flotte aus dem Archipel, die ihre Schiffe zu Portsmouth ausbesserte, vierhundert Russen auf der Insel Wight, und meist an diesem Orte, gelegen und sich durch gute Mannszucht, Höflichkeit und gute Bezahlung unvergeßlich gemacht hätten. Die Mädchen brachten uns russische Briefe und Papiere, die jene zurückgelassen hatten, und wünschten ihren Inhalt zu erfahren. Aber wir konnten ihnen, zu unser großen Beschämung, darüber keine befriegende Erklärung geben; denn die guten Mädchen hatten von jener Zeit her mehr russische Wörter behalten, als wir in unsrer ganzen Karavane zusammenbringen konnten.

Die allhier liegende schöne Miliz, roth und schwarz aufgeschlagen, hat auf den weißen Knöpfen den lateinischen Namen der Insel: Vectis. — Um zu Lande auf der Insel bis nach Cowes zu kommen, mußten wir Reitpferde nehmen. Das Land, so weit wir sehen konnten, war mit dem schönsten gesunden Eichen- und Buchenwalde bedeckt und Aecker und Wiesen durchgehends eingezäunt. Dabey

ists ziemlich bergig; daher die Aussichten zu allen Seiten romantisch, malerisch und bey dem frischen, mannichfaltigen Frühlingsgrün höchstreizend waren. Wir ritten langsam und vergnügt eine hohe Landspitze vorbey, die durch weiße Kreitenbrüche und einen darauf erbauten Thurm zu einer Landmarke für die Seefahrer geworden ist. — Das Land ward zur Linken hin immer bergiger, bis Newport, einem kleinen Städtchen, wo wir das Mittagsmahl einnahmen. Von hier brachen wir bald wieder auf, um noch bey guter Zeit West-Cowes, den Hauptort der Insel, zu erreichen. Als wir daselbst angelangt waren, giengen wir sogleich, Mr. Deacon, an den wir eine Addresse hatten, zu besuchen, der uns mit der größten Höflichkeit und Willfährigkeit aufnahm. In seiner Gesellschaft machten wir am Ufer des Hafens einen Spaziergang nach dem gemauerten Kastele, das mit acht schweren Kanonen besetzt war. Im Hin- und Hergehen bemerkten wir, daß die am östlichen Ufer der Insel gebrochnen und hier am Ufer liegenden Kalksteine mit einer Menge versteinerter Seeschnecken, — aber nicht kabinetmäßig, angefüllet sind. Auch waren alle unter der

höchsten

höchsten Wassermarke liegende Steine mit langem Seekraut (Fucus marinus) bewachsen, welches zu Asche verbrannt Alkali giebt und zu Seifen- und andern Fabriken unterm Namen Kelp, oder Souda, unnöthiger Weise aus Spanien in großer Menge eingeführt wird.

Ehe ich diese Insel Wight und Cowes verlasse, muß ich bemerken, daß die daselbst in Garnison liegende Miliz, so wie die zu Upper-Ride, unvergleichlich schön von Leuten und Mondirung war; daß der Handel und die Schiffahrt von Cowes in Friedenszeiten mehrentheils im amerikanischen Reishandel und französischer Kontrebande bestanden hat, so wie er jetzt aus letzterm und dem Handel mit gekaperten französischen und amerikanischen Gütern und Schiffen besteht; und endlich, daß eben bey unserm Hierseyn eine Art einer Galeere, oder langen Boots mit sechzehn Kanonen und achtundzwanzig Rudern von besonderer Bauart fertig worden war, welches unter dem Vorwande zu kapern, eigentlich wohl nur zum Smuglen bestimmt zu seyn schien.

Mr. Deacon hatte uns eine bedeckte Jacht für eine halbe Guinea bestellt, in welcher wir uns insgesamt

gesamt embarkirten und bey frischem Winde und ziemlich hochrollender See in anderthalb Stunden, ohne Seekrankheit, überstachen von der Insel Wight nach Southampton.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Ueber die drey Erzieher des Plutarch, Natur, Unterricht und Gewohnheit.

Um den Menschen vollkommen zu bilden, sagt Plutarch in dem vierten Kapitel seines zwar kurzen, aber an Inhalt wichtigen Buchs von der Erziehung, dazu gehören drey Stücke: Natur, Unterricht und Gewohnheit. Den Anfang der Erziehung macht die Natur; der Disciplin, oder dem Unterrichte gehört die Fortsetzung, und die Gewohnheit, oder Uebung lehret die Anwendung: allen dreyen aber gehöret die höchste Stufe der Vollkommenheit. Wo eins dieser Stücke fehlet, da muß die Tugend mangelhaft werden. Die Natur ohne Unterricht ist blind: der Unterricht, von der Natur nicht unterstützt, ist verstümmelt; die Uebung, welcher Natur und Unterricht fehlen, ist unvollkommen. Und wie zum Ackerbau zuerst ein gutes Erdreich, nachher ein erfahrner Anbauer und endlich ein fruchtbarer Saame erfordert wird: so ist es auch bey der Bildung eines Menschen. Die Natur ist das Land; der Lehrer der, der es bauet; die Lehren der Saame. Alle diese drey Stücke, sagt Plutarch, kamen

beym

beym Pythagoras, Sokrates und Plato zusammen, um sie zu großen Männern zu machen, deren Ruhm niemals erlöschen wird. Und glücklich ist der und ein Liebling der Götter, dem sie diese Geschenke zusammen gegeben haben.

Rouſseau nimmt gleichfalls drey Erzieher des Menschen an, die Natur, die Menschen und die Sachen. *) Die innerliche Entwickelung unserer Seelenkräfte

*) Rouſseau, dieser sonst sonderbare Mann, hat gewiß um die Erziehung nicht wenig Verdienste. Er ist es der der pädagogischen Reform unsers Jahrhunderts den ersten Stoß gab, indem er es versuchte, in seinem Emil den Aeltern und Lehrern einen Weg vorzuzeichnen, den sie von der zartesten Jugend an bis ins reifere Alter gehen, eine Methode anzuweisen, nach welcher sie sie zu vernünftigen und guten Menschen bilden sollen. Diese Methode war neu und unerwartet, und setzte sich freymüthig dem verderblichen Schlendrian der Vorurtheile entgegen. Sie ziehet den Menschen zur wahren Freyheit auf, führet ihn zu seiner wahren Größe, ist im Detail oft unverbesserlich, und hat mit einem Worte viel vernünftiges, schönes und nutzbares; nur Schade, daß sie im Ganzen immer mehr Roman bleiben wird, als wahre Geschichte werden kann; nur Schade, daß das Totum ihres Plans eine ganz an-

lenkräfte und unserer Werkzeuge ist ihm die Erziehung der Natur. Der Gebrauch, wozu man uns diese Entwickelung anwenden lehret, ist die Erziehung von Menschen, und die Erwerbung unserer

bere Welt, als die unsrige voraussetzt und sich auf Grundsätze stützet, die oft ganz unrichtig, oft halb wahr und halb falsch, oft auch gar zu unbestimmt sind; nur Schade, daß der ganze Entwurf nur auf die Bildung des Menschen, nicht zugleich des Christen, gehet.

Der scharfsinnige Feder, überzeugt mit seinem Freunde und auch mit mir und vielen Vernünftigen überzeugt, daß der Emil des Roußeau nicht verbrannt, aber wohl umgeschmolzen zu werden verdiene, versuchte deswegen in seinem neuen Emil das wahre, passende und nutzbare von dem, was es nicht ist, zu scheiden. Er gehet mit Rousseau oft zusammen, verläßt ihn da, wo ers nöthig findet, und gehet einen sicheren Weg. Er läßt der Natur des Menschen, der Roußeau bey der Erziehung oft zu viel einräumt, ihre Rechte, führt die Kunst zur Unterstützung ihrer Wirksamkeit zu rechter Zeit herzu, erziehet für die Welt, wie sie ist, nicht wie sie nach Ideen und frommen Wünschen seyn sollte und könnte, und bildet den Menschen und den Weltbürger, den und Menschen und den Christen.

eigenen Erfahrung bey den Gegenständen, die uns umgeben, ist die Erziehung von Sachen.

So übereinstimmend Plutarch und Roußeau bey dem ersten Anblicke zu seyn scheinen; so sehr sind sie doch von einander unterschieden. Roußeau nennet drey Lehrmeister, Natur, Menschen und Sachen. Plutarch, Natur, Unterricht und Gewohnheit.

Ich bemerke hier zwischen beyden eine sehr große Verschiedenheit.

Erstlich: Roußeau nennet die Natur einen Lehrmeister, und zwar, wie wir nachher hören werden, den fürnehmsten Lehrmeister, nach welchem sich die andern alle richten, und welcher das Ziel angiebt, wornach sie streben müßen. Er behauptet, daß die verschiedenen Lehren der Lehrmeister auf einerley Punkt fallen, alle auf einerley Endzweck zielen müßen. Der allein werde wohlerzogen, bey dem dieses ist; so wie derjenige schlecht erzogen werde, bey welchem die verschiedenen Lehren miteinander streiten. Aber welches ist denn das Ziel, zu welchem sie alle zusammenstimmen sollen? Es ist der Natur ihres, antwortet er. Und warum denn?

Ueber

Ueber die Natur vermögen wir nichts; über uns selbst aber, als Lehrer, vermögen wir alles; über die Sachen zwar nicht alles, doch etwas. Daher kann sich die Natur nicht nach unsern Absichten bequemen, wir aber wohl nach den ihrigen.

Rousseau schreibt also der Natur alles zu. Er betrachtet sie als ein Automate, welches sich nach immer richtigen Gesetzen selbst bewegt, und räth, nur nach ihrem Plane zu arbeiten, ihr selbst alles zu überlassen; den sie mache alles gut.

Wenn man ihn auch nicht gelesen hat, so findet man doch hier eine sichtbare Spur seines Hauptgrundsatzes: Die Natur selbst ist vollkommen gut. Die ersten Bewegungen derselben sind stets recht. Es giebt keine ursprüngliche Verkehrtheit in dem menschlichen Herzen; es findet sich kein einziges Laster darinn, wovon man nicht sagen könne, wie und wodurch es hineingekommen sey.

Plutarch hingegen betrachtet die Natur ganz anders. Er vergleicht sie mit einem Acker, welcher durch den Lehrer bebauet und durch den Saamen seiner Lehren fruchtbar gemacht werden soll; einem Acker, welcher, wenn er auch von Natur noch so

schön ist, ohne Anbauung verwildert und unfruchtbar bleibt und aus welchem Kunst und Fleiß doch etwas machen können, wenn er auch noch so schlecht wäre. Die Güte der Natur, sagt er bald darauf, verdirbt durch die Faulheit und die Lehre verbessert die Fehler der Natur.

Zweytens: Der dritte Lehrmeister, welchen Plutarch empfiehlt und Rousseau verschweigt, ist die Gewohnheit. Die Macht der Gewohnheit über die Natur ist sehr groß; sowohl über die moralische, als über die physische. Plutarch beschreibt sie und die ganze Stelle ist werth, daß wir sie auszeichnen:*) "Wie viel Fleiß und Arbeit vermögen, kann uns die Betrachtung vieler Sachen lehren. Denn auch selbst die Wassertropfen höhlen die Felsen aus, und Eisen und Erz werden durch die häufige Betastung der Hände zerrieben. Die Räder der Wagen, die durch den langen Gebrauch gekrümmt sind, wirst du mit aller Mühe nicht weiter gerade biegen können, und eben so wenig irgend eine Kraft die gekrümmten Stöcke der Komödienspieler. Sogar dasjenige, was

*) Kap. 4. S. 21. folg.

was die Arbeit gegen die Natur gethan hat, ist selbst durch die Natur stärker geworden.

Ist es aber dieses allein, wodurch sich die Gewalt des Fleißes beweiset? Keinesweges; sondern es sind noch unzählige andere Dinge. Das von Natur gütige Erdreich wird unfruchtbar bey dem Mangel des Anbaues; und je besser seine Natur ist, desto mehr verdirbt es bey der Versäumniß; anstatt, daß ein anderes, weit härteres und rauheres Erdreich, wenn es nur gebauet wird, vortreffliche Früchte liefert. Welche Bäume werden nicht krumm hervorgebracht und werden unfruchtbar, wenn sie vernachläßiget werden? Welche werden aber nicht fruchtbar, wenn sie gut erzogen werden?

Oder, welche Stärke des Leibes wird nicht stumpf und verzehret sich nicht durch Faulheit, Verschwendung und Unpäßlichkeit? Welche Natur hingegen ist so schwach, daß sie nicht durch Uebung und Kampf einen hohen Grad der Stärke erlangen sollte?

Welches Pferd, das von seinen ersten Jahren recht gezähmet worden, gehorcht nicht seinem Reuter? welches aber, das nicht frühzeitig gewöhnet wor-

worden ist, wird nicht hartnäckig und wild? Und warum wollen wir uns hierüber wundern, da wir von den wildesten Thieren viele durch Fleiß und Arbeit zahm und biegsam gemacht sehen? Mit Recht antwortete daher jener Thessalier, als er gefragt wurde: welche von den Thessaliern am friedsamsten wären: Diejenigen, welche aufgehöret haben zu streiten! Aber wozu dienet es, ein mehreres hierüber zu sagen, da selbst die Sitten nichts anders sind, als eine tägliche Angewöhnung; und auch selbst die moralischen Tugenden kann man, ohne übel zu reden, angewöhnte Tugenden nennen. Nur noch ein Beyspiel will ich hinzufügen. Lykurg, der Lacedemonier Gesetzgeber, hatte zween junge Hunde, die von einerley Aeltern waren, auf eine ganz verschiedene Weise erzogen; den einen machte er gierig und wollüstig, den andern zum Spüren und Jagen tüchtig. Als sich einige Zeit darauf die Lacedemonier häufig versammlet hatten, so sagte er: Gewohnheit, Erziehung und Unterricht, ihr Spartaner, tragen ein sehr großes zur Beförderung der Tugend bey; und dieß werde ich euch sogleich augenscheinlich beweisen.

So-

Sogleich ließ er die zween jungen Hunde hervorführen, legte einen Haasen und eine Schüßel in ihre Mitte und ließ sie beyde zugleich los. Als nun der eine begierig nach dem Haasen und der andere nach der Schüßel lief und die Lacedemonier noch nicht begriffen, was dieses bedeuten sollte, so sagte er: Obgleich beyde Hunde von einerley Aeltern geboren sind, so ist doch, weil ihre Erziehung verschieden gewesen ist, der eine ein fauler Wollüstling, der andere ein Jagdhund geworden.

Von der Gewohnheit schweigt Rouseau. Warum? weil es mit seinen Grundsätzen nicht übereinstimmt, eine Lehrerinn anzunehmen, die die Natur verbessern soll. Denn die Gewohnheit setzt eine Natur zum voraus, die einer Ausartung fähig ist und einer Unterstützung zu ihrer Entwickelung bedarf. Er eifert gegen die Gewohnheit und will durchaus nichts von derselben wissen; höchstens nimmt er nur eine der Natur gleichförmige Gewohnheit an.

Es entstehen also hier drey wichtige Fragen; was thut die Natur? was die Gewohnheit? was der Unterricht?

Was

Was thut die Natur? Eine schwere und fast niemals ganz genau und vollkommen zu beantwortende Frage! Wie viel thut die Natur bey Entwickelung der Fähigkeiten der Seele? Was für angeborne Empfindungen, Begriffe, Neigungen und Begierden hat sie? Wie weit kömmt sie, ihrer eigenen Thätigkeit überlassen, in der Ausbildung derselben? Was hingegen gehört der Kunst, dem Unterrichte, der Gewohnheit und der Erziehung.

Beyde müßen zusammenkommen, um das Meisterstück der Natur, den vernünftigen, weisen und tugendhaften Mann zu bilden; aber wie schwer ist die genaue Entscheidung der Frage: Wie viel Antheil jede an demselben habe.

Die Erfahrung wäre freylich auch hier die beste Lehrmeisterinn, und wenn wir sie über diesen Punkt haben könnten, so wäre sie ohne Zweifel allen andern vorzuziehen; denn die authentische Geschichte eines Menschen, welchen die Natur ganz allein erzogen, würde uns nur diese Frage auflösen können. Aber wo ist ein solcher Mensch? Er dürfte nirgend anders, als außer der Welt oder in einer

ner Wüste, von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, aufwachsen.

So lange wir aber noch keinen solchen Menschen haben (und dennoch wäre von einem einzelnen Subjekte nicht einmal auf alle zu schließen) so müßen wir uns mit Bruchstücken der Erfahrung behelfen, darüber beobachten, urtheilen und durch eine gewisse Scheidekunst auf der einen Seite Natur und auf der andern Gewohnheit, Fleiß und Unterricht, oder alle diejenigen Umstände, die zusammenfließen, um entweder zu bilden oder zu misbilden, Begierden und Fähigkeiten zu entwickeln oder ihre Entwickelung zu hindern, absondern, und sorgfältigst und unpartheyisch bemerken, was der ersteren und was der letzteren gehört, um daraus ein Ideal von der bloßen Erziehung der Natur sich zu entwerfen.

Ich will mich deutlicher erklären. Ein Mensch, den die Natur ganz allein gebildet hat, und ein anderer, in der Gesellschaft durch Kunst und Fleiß erzogen, in einen deutlichen Kontrast nach allen Nüancen, Lineamenten und Punkten gestellt, würde diese Frage am zuverlässigsten beantworten. Da uns aber ein solcher Mensch von der ersteren Art fehlt und

also eine vollständige Erfahrung unsre Lehrmeisterinn nicht seyn kann: so müssen wir Stücke von Erfahrungen aufsuchen und daraus schließen. Da wir noch keinen Versuch nach den Ideen und Vorschlägen des Roußeau haben und einen Emil, wie einen Robinson Krusoe auf seiner Insel, erziehen können; so haben wir auch noch nicht gesehen, was die bloße Natur aus einem Menschen machen könne; denn von ganzen Völkerschaften der Wilden kann man doch nicht sicher schließen; sie haben meistens ihre Religion, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche — und selbst auch Völker ohne alle Religion und Sitten, sollten es auch Grönländer seyn; — so leben sie doch in gewissen Gesellschaften und Beziehungen auf einander, und hier entstehen schon Zusätze zu der Natur. Wir müßen uns also, sage ich, mit Stücken einzelner Erfahrungen begnügen und daraus schließen. Ich lese z. B. in Saks vertheidigtem Glauben der Christen, folgende Begebenheit: Ein Mensch, der von Jugend auf in der Wildniß, von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, aufgewachsen war, wird gefangen. Man sucht ihm einige Erziehung zu geben und fängt mit der Sprache, als dem Mit-

tel,

tel, ihm Begriffe beyzubringen, an. Während daß man hiemit beschäfftiget ist, gehet er einmal aus, sieht im Vorbeygehen einen Ochsen abschlachten und als er hinaus aufs Feld kommt, findet er einen Menschen, fällt ihn an, würgt ihn und will ihn tödten; wie jener seinen Ochsen. Der Gewaltleidende erhebt ein Geschrey; man eilt ihm zu Hülfe; aber der wilde Mörder läßt sich nicht stören. Man bemächtigt sich seiner, und er bleibt ganz ruhig. Man führt ihn zum Richter, er bleibt gleichgültig: er fürchtet nichts. Nach einigem Forschen erfährt man von ihm, daß ihn die geschehene Handlung des Fleischers dazu verleitet habe, und läßt ihn los. Wenn ich diese Begebenheit lese, so ergiebt sich mir von selbst die Betrachtung: daß bey einem Menschen ohne Erziehung und Unterricht das moralische Gefühl, wenn es auch in der Natur verborgen und eingepflanzt liegt, sich doch nicht entwickele, daß dieses Gefühl der Sittlichkeit der Handlungen von der Vernunft nicht unabhängig sey, sondern vielmehr von derselben gelenkt und bestimmt werde — Wenn ich bey eben demselben lese, daß ein Egede, als er nach Grönland gekommen und auf die Frage

an die Einwohner: Wer wohl den Himmel, die Erde, die Sonne, den Mond und sie selbst gemacht habe? die Antwort erhalten, das möchte wohl ein Grönländer gethan haben; so schließe ich daraus: daß der Mensch von Natur keine angeborne Idee von Gott habe, oder, wenn dieselbe in ihm liegt, sie doch erst müße ausgewickelt werden: — solche Beobachtungen geben uns schon vieles Licht. Wenn wir nun hiemit unsre eigene Erfahrungen verbinden, unser vergangenes Leben durchdenken und genau auf unsere Zöglinge Achtung geben; wie und wenn diese und jene Idee, diese und jene Neigung und Begierde in uns und in ihnen entstanden, wie und wodurch sie sich weiter entwickelt haben: wenn wir hier sorgfältig unterschieden, was für Sprossen und Zweige die Natur selbst treibt und welche ihr gleichsam eingeimpft sind; wenn wir unser eigenes Herz fragen und es unpartheyisch antworten lassen, wie es in diesem und jenem Falle gehandelt haben würde, wenn es sich ganz überlassen gewesen wäre; so könnten wir aus der Sammlung und Vergleichung dieser Beobachtungen ein Ideal erbauen, welches aber doch noch immer sehr unvollkommen und unzuver-

läßig bleiben wird. Doch, so viel wissen wir aus Erfahrung:

Die sich selbst ganz allein überlaßne Natur des Menschen thut sehr wenig zur Ausbildung ihrer Fähigkeiten und zur Entwickelung ihrer Triebe. Perfektibilität, oder Anlage zu immer weiterer Vervollkommung derselben ist zwar da; aber es wird, wie bey den Körpern, eine äußere Kraft erfordert, sie in Bewegung, und, wie bey einer Uhr ein Gewicht, ihre Triebräder in Aktivität zu setzen. Diese Kräfte und Gewichte sind die äußeren Umstände, die Erfahrung und alle Eindrücke auf die Fähigkeit zu empfinden und zu denken. Je mannichfaltiger diese Kräfte sind, desto mannichfaltiger entfaltet sich ihre Aktivität und nach der Beschaffenheit der Umstände und Situationen, worinn die menschliche Natur gesetzt wird, entwickeln und gestalten sich ihre wesentlichen Triebe. Sie sind gleichsam das äußere auf sie fallende Licht, das ihnen die jedesmalige Schattirung giebt und die verschiedene Mischung von Farben über sie verbreitet.

Durch die Erziehung bekommen also erst ihre Kräfte und Fähigkeiten ihre eigene entweder gute

oder widrige Richtung, nach der Lage von Umständen werden sie entweder mehr oder weniger entwickelt, entweder gebildet oder nicht gebildet. Die Begierden regen und entfalten sich zwar bey dem Gefühle eines Mangels und Bedürfnisses oder bey dem Erkenntnisse eines Gutes; aber da diese Ideen ohne Unterricht und Aufklärung mehr dunkel, als hell und deutlich sind, so sind auch diese von ihnen erregten Begierden mehr thierisch, als menschlich, und ihre Befriedigung mehr instinktähnlich, als vernünftig. Und da diese Ideen nur durch Hülfe des Unterrichts, der Erfahrung und vielfältiger Versuche aufgehellet und folglich die Begierden vernünftig und geläutert werden können; so werden bey der Erziehung, die der Mensch von der Natur erhält, die Begierden lange Zeit, wo nicht immer, blind bleiben: sie werden eine überwältigende Stärke erreichen, die die Aufhellung der Begriffe ungemein hindert. Die Leidenschaften werden also bey dem blos natürlichen Menschen den Meister spielen. Er wird immer mehr thierisch und sinnlich bleiben, als vernünftig werden. Er wird immer mehr die Stimme seiner Sinnlichkeit und ihrer Triebe, als

die

die Stimme seiner lehrenden, warnenden und rathenden Vernunft hören, ganz wider die Absicht seines Schöpfers und gegen seine eigene Bestimmung, nach welcher das höhere Prinzipium des Geistes und der Vernunft die Sinnlichkeit und ihre Triebe beherrschen soll.

Die Natur mit ihren Anlagen, Fähigkeiten, Begierden und Kräften ist, wie irgendwo ein Schriftsteller sagt, gleichsam die specifische Masse, welche durch die Erziehung gestaltet wird. Was thut nun hiebey der Unterricht, was thut die Gewohnheit?

In der Natur liegen die vortrefflichsten Fähigkeiten und die besten Triebe, die auf ihre Erhaltung und Glückseligkeit zielen, verborgen. Erfahrung und Unterricht müßen dieselben entwickeln, bilden und auf gute Zwecke richten; Uebung, Fleiß und Gewohnheit sie stärken, vervollkommen und zur Reife bringen. Sie gleicht einem Feuerstein oder Stahle, in welchem viele schöne Funken verborgen liegen, die aber erst durch eine äußere Kraft, durch Stoß und Reibung, herausgelockt werden müßen.

Was die intellektuellen Kräfte der Seele betrifft, so ist es rathsam, den Unterricht so einzurichten, daß keine derselben vernachläßigt, daß sie alle zugleich geübt werden, und eine der anderen ihrer Bestimmung nach die beste Hülfleistung erweise. Das Gedächtniß, dieß Magazin oder Vorrathshaus in der Oekonomie der Seele, muß mit nützlichen Sachen, die Einbildungskraft, dieser Spiegel, der uns alle ehemals gesehene, gehörte, empfundene und gedachte Dinge, auf und ohne unsern Befehl, wiederum darstellt, oder auf welchem wir sie gleichsam vorüber gehen lassen, mit treuen lebhaften Bildern schöner und brauchbarer Gegenstände erfüllet werden. Der Witz, zur Entdeckung der Aehnlichkeiten der Dinge bestimmt, muß auf dieselben aufmerksam gemacht werden, um sie selbst nachher erfinden zu lernen und um auch selbst die geheimsten derselben aufzuspüren. *) Der Scharfsinn

*) Lessing empfiehlt hiezu für die Jugend den Gebrauch der Fabel. Dieselbe hat, wie er sagt, außer dem moralischen Nutzen noch einen heuristischen, und er glaubt überhaupt, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sey, durch die ein jun-

sinn, welcher sich mit seiner Geschäftigkeit über das unähnliche, verschiedene, ungleiche der Verhältnisse und das charakteristische ausbreitet und überhaupt jede Disharmonie ausspähet — die Beurtheilungskraft, welche aus beyden sich bildet, und der Verstand, welcher durch alle zu seiner Reife und Vollkommenheit gebracht wird, welcher Verhältniß, Zusammenhang, Ordnung und Ebenmaß überschaut und sich aus allen gesammleten Kenntnissen, aus aufgehäuften Materialien, ein harmonisches Ganzes bauet.

ges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist: so räth er vors erste, die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen, so daß man von den ersteren zum letzteren durch allmählige Stufen übergeht. Diese allmählige Stufen sind es eigentlich, sagt er, die ich durch verschiedene Versuche meines zweyten Buchs habe zeigen wollen. Es sind aber diese Versuche nichts anders, als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald in ihrem natürlichen Laufe weiter fortführet, bald nur diesen oder jenen Umstand derselben nach seinem Zwecke abändert, daß sich eine andere Moral daraus erkennen läßt.

In dieser Absicht könnte man also die Seelenkräfte eintheilen in die sammlenden und in die bearbeitenden. Die erstere Art machen das Gedächtniß und die Einbildungskraft aus, denen alles, was in dem Kreise der Sinnlichkeit liegt, die ganze Natur offen stehet, aus welcher sie einen Vorrath von Erfahrungen und Ideen aufsammlen und bewahren. Die andere Art sind Witz, Scharfsinn, Urtheilskraft und Verstand, welche vergleichen und unterscheiden, trennen und verbinden, absondern und zusammensetzen, läutern, prüfen, wählen und verwerfen. Die ersteren sind mehr den letzteren dienstbar, als letztere den ersteren. Diese sind vielmehr in der Oekonomie der Seele die Unterthanen, so wie der Verstand der Hausvater; sie sind das, was die Arbeiter und Handlanger bey dem Bau sind, führen Holz, Steine, und alle Materialien herzu, die der Verstand, als ein weiser Baumeister nach seinen Bedürfnissen anwendet und nach Absicht, Ideal und Plan verbindet und zusammensetzt. *)

Frägt

*) Der Engländer Hartley hat, wie mich deucht, sehr gründlich und scharfsinnig gezeigt, wie auf der Association der Ideen alles beruhe — nicht allein zusam-

Frägt man im allgemeinen, welches die beste Methode des Unterrichts sey, so läßt sich darauf leicht antworten; denn alle vernünftige kommen darinn überein: daß die Methode überhaupt natürlich seyn, daß man dem Zusammenhange der Wahrheiten unter sich selbst folgen und so lehren müße, daß das vorhergehende immer auf das folgende leite, entweder in der Fortschreitung von den Ursachen zu den Wirkungen, oder der Zurückschreitung von den Wirkungen zu den Ursachen und obgleich über den Vorzug dieser beyden Methoden, die man synthetische und analytische nennet, ein Streit entstanden ist; so ist doch derselbe zum Vortheil der letzteren entschieden, doch so, daß man auch der ersteren ihr Recht hat wiederfahren lassen; denn der scharfsinnige Bacon lehrte sie beyde auf das vortrefflichste zu verbinden und zeigte, wie sie sich beyde die Hand bieten können,

menhängendes und systematisches Denken, sondern auch unsere Persönlichkeit, oder das Bewußtseyn unsrer Identität bey allen Veränderungen und Abwechselungen, der Zusammenhang der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft — selbst Sittlichkeit, Tugend und Glückseligkeit.

nen, indem sie, ob sie gleich ihre Betrachtungen von entgegengesetzten Enden anfangen, doch endlich in einem Punkte zusammenkommen.

Mit der analytischen rieth er die Untersuchungen anzufangen, mit der synthetischen zu schließen; oder welches einerley ist, zuerst auf die Wirkungen aufmerksam zu seyn, sie unter allen Formen, welche sie annehmen können und sie also zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen zu beobachten, sie zu zergliedern und alsdenn ihre Ursachen auszuspähen, von den nächsten Ursachen zu den entfernteren und endlich zu den entferntesten oder allgemeinsten hinaufzusteigen und daraus Axiomen zu bilden — und so solle man also die Natur selbst um die Ursachen ihrer Wirkungen und Erscheinungen fragen und sie die Erklärung derselben geben lassen, statt sie aus seinem eigenen Kopfe zu nehmen. Nachher soll man auch, damit man desto sicherer gehe, von der Betrachtung der Ursachen zu den Wirkungen und Erscheinungen heruntergehen und sie zusammen halten, damit man vornehmlich den Fehler vermeide, aus einer unvollkommenen Induktion zu schließen; denn beyde erfordern

eine

eine Enumeration der Wirkungen. Die eine Methode nennt der französische Uebersetzer des Bacon la partie speculative, ou l'art de remonter des effets aux causes, die andern la partie executrice, ou l'art de produire des effets d'après les causes connues und niemand hat diese Methode zu unsrer Zeit besser angewendet, als Bonnet sowohl in seinen Essais analytique sur les facultès de l'ame als in seinen Contemplations sur la nature.

Ferner: alle kommen darinn überein, daß man die schicklichsten und leichtesten Uebergänge von einer Wahrheit zur anderen nehmen, daß man insbesondere für die Jugend seinen Weg so viel als möglich mit Blumen bestreuen, aus dem bekannten das unbekannte aufhellen — oder durch die Analogie erklären, und daß man überhaupt den sichersten, bequemsten und kürzesten Weg nehmen müße, um zu seinem Ziele zu gelangen. Daß dieß die allgemeinen guten Eigenschaften einer guten Methode seyn, darin sind wohl alle einig; wenn man aber die Frage: welches ist die beste Methode, auf die besonderen Wissenschaften anwendet, z. B. welches ist die beste Art, die Religion vorzutragen, die

Physik

Physik zu lehren, Sprachen zu docíren, so giebt es hierüber viel zu sagen und zu streiten und je weiter man in das einzelne gehet, desto verschiedener werden die Meynungen.

Eben so verschieden werden die Meynungen seyn, wenn diese Frage aufs moralische, besonders auf einzelne moralische Fälle angewandt wird, z. B. welches ist die beste Art, ein Kind von diesem oder jenem Vorurtheil zu heilen, ihm einen Fehler abzugewöhnen, den es auf diese oder jene Art angenommen hat, diese oder jene Neigung zu schwächen, oder ihr eine bessere Richtung zu geben — denn zur Entscheidung solcher einzele Fälle betreffenden Fragen gehört ungemein viel. Sie setzet viele richtige, genaue und abgemessene Kenntnisse, tiefe Einsicht in die Natur und Einrichtung der Seele (die natürliche Beschaffenheit des Körpers nicht ausgeschlossen) eine lange Erfahrung, vielfältig angestellte Versuche mit vielerley Arten von Subjekten, genaue und feine Beobachtungen zum voraus.

Wendet man diese Frage, welches ist die beste Methode im intellektuellen und besonders im moralischen Sinne, gar auf die verschiedenen Subjekte

an,

an, so muß die Antwort eben so verschieden ausfallen, wie die Beschaffenheit der Subjekte, als der Masse, die man zu bearbeiten hat, verschieden ist. Hier muß ein Lehrer, wie ein weiser und einsichtsvoller Künstler sich zur Bearbeitung seines Stoffes selbst einen Plan entwerfen können, nach welchem er auch die Flecken und Mängel desselben, wo nicht zu Schönheiten umbilden, doch nutzen, wo nicht nutzen, doch vermeiden kann, daß sie ihn an der zu erhaltenden Vollkommenheit seines Stoffes nicht hindern; denn so verschieden, wie der Marmor unter den Händen des Bildhauers ist, so verschieden sind auch die Genies unter den Händen des Lehrers. Der eine Marmor ist reiner, der andere fleckiger, der eine weicher, der andere härter. Für jeden braucht der Künstler andere Werkzeuge, andere Maximen und Manieren, seiner Bildungsfähigkeit gemäß.

Eben so nöthig, wichtig und wohlthätig ist der Unterricht für den moralischen Menschen. Er klärt die dunkeln Ideen des Verstandes auf über das, was gut und böse, recht und unrecht, schicklich und unschicklich, beglückseligend oder zerstörend ist, über-

haupt

haupt über den wahren Werth der Dinge, die auf das Wohl und Weh seines inneren und äußeren Zustandes Beziehung haben, setzt den Verstand in seine angebornen Rechte, macht ihn zum Führer, der das Herz zurecht weiset, lehrt, ihm räth und es warnet — hält den aufwachsenden Leidenschaften immer das Gegentheil, widersetzt sich ihnen, daß sie ihm nicht gleichsam über den Kopf wachsen können — richtet sie auf gute, edle und würdige Gegenstände und macht mit einem Worte aus den Trieben und Instinkten ruhige und zweckmäßige Begierden. Er macht das Thier zum Menschen. Mit Recht sagt daher Plutarch: die Natur ohne Unterricht ist blind; sie folgt ihren Sinnen und Trieben; sie verwildert; sie erreicht nie ihren Zweck und Bestimmung; denn sie kennt denselben nicht; und man kann daher nicht frühzeitig genug anfangen, diese blinde Natur, die sich nur auf ihren Wegen verirret, zu erleuchten und, so lange sie noch keiner Erleuchtung fähig ist, zu führen und zu leiten.

Der Unterricht thut also bey dem moralischen Menschen vieles, aber bey weitem nicht alles. Eigentliche

gentliche Erziehung und frühe Gewöhnung müßen durchaus hinzukommen, um die Saamenkörner der Indeen fruchtbar, um den Unterricht zu realisiren und praktisch zu machen.

Der Verfasser der unter uns mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen, am Stiftungstage des akademischen Gymnasiums zu Mitau gehaltenen Vorlesung: Ueber die wahren Grenzen der Erziehung und des Unterrichts, klagt mit Recht darüber, daß man Unterricht und Erziehung trenne, daß man Erziehung blos in den Unterricht setze und beydes für einerley hatte — zeigt sehr gut und gründlich, wie wenig mit dem Unterricht allein gethan sey und wie weit mehr Erziehung in sich fasse, als Unterricht, wenn er sagt: Erziehung ist ein steter Ausfluß der Vaterliebe zum Wohl des Sohns hin, eine ungestörte Pflege seines Geistes, seines Herzens, seines Körpers; ein ununterbrochenes Wachen über die Anlagen, Fähigkeiten, Denkart, Handlungen, Sitten, Spiele des Sohns; eine immerwährende Regierung seiner Neigungen und Geschäffte, eine oft wiederholte Beyspielgebung nach eben vorgehaltenen Grundsätzen; eine augenblickliche Kümmerniß um

die

die Ausbildung des Herzens zur Tugend — Erziehung ist der nie ganz befriedigte Wunsch, seinen Sohn zum besten Menschen zu machen. Und nun ist wohl Unterricht dem Sohne eben das? Höchstens ist er ein ernstliches Bestreben, selbsterlernte Kenntnisse mit treuem Fleiße zu überliefern — gesuchte oder gelegentlich gefundene Veranlassung, irgend einen guten auf Handlungen ausgehenden Grundsatz dem gefühlvollem Herzen des Jünglings zu nähern und durch wohl ausgesonnene Beyspiele anschauend zu machen ꝛc.

Man hat dieses in unsern Zeiten einsehen gelernt und daher die Pädagogik zu einer besondern Wissenschaft gemacht, wo man beydes vereinigt, und Erziehungsanstalten zu errichten angefangen, wo die Lehrer zugleich Erzieher seyn und die Stelle der Väter vertreten sollen, und man darf hoffen, daß diese guten Absichten nicht ganz unerreicht bleiben werden.

Plutarch, deucht mich, will mit seiner Gewohnheit eben das sagen, was eigentliche und besondere Erziehung heißt; allenfalls dürften ihre Begriffe nur dem Umfange nach etwas verschieden seyn. So

viel

viel wird ihm indeß jeder eingestehen, daß die Gewohnheit oder vielmehr Gewöhnung bey der Erziehung unendlich viel vermöge, besonders in Ansehung der Sittlichkeit und Tugend.

Wenn der Unterricht den Verstand erheitert und aufgeklaret und als Führer die Begierden und Leidenschaften auf den rechten Weg zu ihrem Ziele geleitet hat, so ist außerdem noch Uebung und Fleiß nöthig, um dem Jünglinge die guten Grundsätze, wornach er denkt und zu handeln anfängt, immer tiefer einzuprägen, in der Neigung gut zu handeln ihm Stärke und Festigkeit, und dadurch endlich einen festen und unwandelbaren Charakter zu geben; denn was ist wohl die Gewohnheit anders, als eine Stärke und Festigkeit, durch oft wiederholte Handlungen erlangt, eine Fertigkeit, bey welcher wir endlich ohne deutliches Bewußtseyn unsrer Grundsätze und Bewegungsgründe handeln. Wenn diese Uebungen frühzeitig bey den Fähigkeiten des Geistes angewandt werden, zu welchem Grade der Vollkommenheit können sie nicht steigen? Wenn sie der sittlichen Denk- und Handlungsart, wenn sie der Tugend geheiligt werden, was können sie

nicht

über den Menschen gewinnen? Einem Menschen, der zur Tugend gewöhnt, oder welches einerley ist, durch oftmalige Wiederholungen eine Stärke und Fertigkeit erlangt hat, nach guten moralischen Grundsätzen ohne jedesmalige Ueberdenkung und deutliche Vorstellung zu handeln, dem ist es eben so schwer, von denselben abzugehen, als es schwer seyn würde, einer Pflanze bey gerader Richtung und Reife, eine widrige Biegung zu geben.

Die Macht der Gewohnheit ist also sehr groß. Fleiß, Uebung, und Wiederholung vermögen viel, sowohl in guten, als in bösen Handlungen, und so verwerflich sie in dem letztern Falle sind, so anpreisungswürdig sind sie in dem ersteren. Die Gewohnheit muß also der Natur, wenn sie auf guten Wegen ist, zu Hülfe kommen, damit sie desto schneller und sicherer ihr Ziel erreiche; sie muß sie aber auch bessern und korrigiren, wenn sie böse ist und sich, wenn sie auf unrechte Wege geräth, derselben entgegensetzen. Man könnte die erstere die der Natur gleichförmige und die andere die der Natur entgegengesetzte Gewohnheit nennen. Die erstere findet mehr bey den Fähigkeiten des Geistes statt, die

die andere mehr bey den Trieben des Herzens. Den ersteren müßen Unterricht und Gewohnheit nur blos zu Hülfe kommen, um ihre Entwickelung zu befördern, und übrigens muß man es der Natur oder ihnen selbst überlassen, zu was für einem Ziele sie ihre Tendenz nehmen und welchen Weg sie selbst dazu erwählen will; den letzteren aber muß sich die Gewohnheit oft entgegen setzen, weil ihre Richtung, die ihnen die Natur giebt, nicht immer die beste ist.

Von der der Natur entgegengesetzten Gewohnheit will Roußeau durchaus nichts wissen. Er läßet nur die gleichförmige zu. Und wie kann er auch die erstere annehmen, da die Natur bey ihm ganz vollkommen und untadelhaft, da sie die beste Lehrmeisterinn ist, der alle anderen sich unterwerfen müssen; da sie das Ziel giebt, auf welche alle andere Lehrmeister ihre Unterweisungen abrichten, den Punkt bestimmt, in welchem alle ihre Lehren, wie in dem Mittelpunkte sich vereinigen müßen, und da sie überhaupt seinem Lieblingssatze, daß der Mensch nur allein im Stande der rohen und unkultivirten

Natur,

Natur, nur als Naturmensch glücklich seyn könne, zu sehr widerspricht.

Aber er hat noch einen andern Grund, warum er die Gewohnheit verwirft; er glaubt, sie vermöge nichts über die Natur. Giebt es nicht, sagt er, Gewohnheiten, die man blos durch Zwang annimmt und die niemals die Natur ersticken? Dergleichen ist z. B. die Natur der Pflanzen, deren gerade über sich gehende Richtung man zwingt. Die in Freyheit gesetzte Pflanze behält die Neigung, welche man sie anzunehmen gezwungen hat. Deswegen hat der Saft nicht seine ursprüngliche Richtung verändert und wenn die Pflanze fortfährt zu wachsen, so gehet ihre Verlängerung gerade über sich. Eben so verhält es sich mit den Neigungen der Menschen. So lange man in eben dem Zustande bleibt, so kann man diejenigen behalten, die aus der Gewohnheit entspringen und uns am wenigsten natürlich sind. Sobald sich aber die Stellung ändert, so hört die Gewohnheit auf und das Naturell kommt wieder. Die Erziehung ist gewiß nur eine Gewohnheit. Giebt es nun nicht Leute, die ihre Erziehung vergessen und verlieren? andere, die sie behalten?

Woher

Woher kommt dieser Unterschied? Wenn man den Namen der Natur auf die der Natur gleichförmige Gewohnheiten einschränken muß, so kann man sich dieses Galimathias ersparen.

Man siehet leicht, wo Rosseau mit diesen Sophistereyen hinaus will, wo anders hinaus, als daß man die Erziehung der Natur selbst überlassen solle. Ein ieder wird die Unrichtigkeit seiner Schlüsse und das übel passende seines Gleichnisses leicht entdecken. Wer wird denn behaupten, daß man sich der Natur in dem, was ihr wesentlich ist, was zu ihrer nothwendigen und eigentlichen Einrichtung gehört, entgegen setzen solle, und wer hat behauptet, daß die Gewohnheit über die Natur alles vermöge? Es ist ein Kunstgriff dieses Mannes, sogleich zu blendenden Vergleichungen und Antitheſen seine Zuflucht zu nehmen, um seine Leser in Verwirrung zu setzen, die aber selten passend, noch vielweniger beweisend sind, wenn man sie etwas genauer untersucht. Die Richtung der Pflanze gehet gerade über sich. Ihr Saft nimmt seine Richtung in die Höhe. Dieß ist die gute, die weise und unverbesserliche Natur. Warum sollte man sich ihr hier entgegen setzen?

War-

Warum sollte man gegen die Ordnung der Natur arbeiten? Und arbeitet man gegen sie, sucht man der Pflanze durch Zwang und Gewalt eine andere Richtung zu geben, so wird sie freylich, sobald der Zwang aufhört oder nachläßt, gerade in die Höhe wachsen. Eben so auch bey der Natur des Menschen in dem, was ihr wesentlich und was an und für sich selbst betrachtet, gut ist. Der Mensch hat ein anerschaffenes Vermögen, glückselig zu seyn. Er hat einen Trieb zum Vergnügen. Dieser läßt sich ihm nicht nehmen; man mag sich ihm auch entgegen setzen, wie man will, und man würde die Natur selbst zerstören müßen, um ihn zerstören zu können. Aber darf und kann man nicht, da dieser Trieb mehrentheils auf grobe und sinnliche Vergnügen gehet, den Menschen bessere Vergnügungen kennen lehren, ihm einen Geschmack an denselben beybringen und nach und nach an dieselben gewöhnen? Wer sieht also nicht das unrichtige und übel angebrachte dieses Gleichnisses, zu geschweigen, daß sich ein lebloses Gewächs nicht mit einem vernünftigen Wesen in diesem Falle vergleichen läßt. In dem wesentlichen der Natur kann und darf man sich

also freylich derselben nicht entgegen setzen; in so fern sie gut ist, hat man es nicht nöthig, nur wenn sie auf bösen Wegen ist, wenn ihre Anlagen und Triebe eine falsche Richtung nehmen. Und vermag sie hier nicht alles, so vermag sie doch etwas, ja sie vermag oft viel, wenn sie, dieß wird vorausgesetzt, nicht blind und sklavisch, nicht erzwungen ist, sondern, wenn ihr Unterricht und Ueberzeugung die Hand bieten oder ihr vielmehr mit ihrem Lichte vorgehen.

Gewohnheit thut also viel, sie thut alles, sie wird zur andern Natur. Sie ist der Lehrmeister, der seiner Disciplin alles unterwirft: darin sind wir mit Plutarch einig. Die Tugend selbst ist nach ihm eine lange Gewohnheit, und der vortreffliche Campe hat diesen Satz aufgenommen und kommentirt.

Man hat Herrn Campen den Einwurf gemacht, daß Tugend als Tugend nie zur Gewohnheit werden könne noch müße, weil sie bey dem Menschen wenigstens etwas immer zunehmendes und fortschreitendes, aber auch eine so unendlich vervielfachte, so viele verschiedene immer neue Fälle umfas-

sende Handlungsweise sey, daß ihr niemals Aufmerksamkeit und Ueberlegung mangeln, oder der tugendhafte blos aus Gewohnheit handeln darf, wenn er allein seinen Pflichten in ihrem ganzen Umfange Gnüge leisten will. Dieser Einwurf ist gewissermaßen wahr und gegründet, und auch Moses Mendelssohn macht denselben mit etwas veränderten Worten, wenn er in seinen philosophischen Schriften irgendwo sagt: Wir müßen uns freylich bestreben, unsre Grundsätze in Neigungen zu verwandeln, aber wir werden hiemit nie zum Ende kommen, und nie kann die Tugend eines Menschen, der in einen gehörigen Wirkungskreis gesetzt ist, mehr Naturtrieb, als Vernunft werden. Immer wird sie der Vernunft bedürfen und sich nicht anders, als durch Aufmerksamkeit und Ueberlegung erhalten können.

Versteht man aber, sagt der Urheber jenes Einwurfs, unter Tugend diese oder jene bestimmte Art, tugendhaft zu handeln, die oft und in der Hauptsache als ebendieselbe vorkommt: so kann und muß dieselbe freylich zur Gewohnheit werden, wenn jene allgemeine Tugend fest und zuverläßig

seyn

seyn soll. Vieles dahin gehöriges, vieles, was schlechterdings in ähnlichen Fällen auf gleiche Weise geschehen muß, muß durch Uebung und Wiederholung dem tugendhaften gewohnt, das ist, leicht und geläufig werden, daß er hierauf keine besondere Aufmerksamkeit oder gleichsam eine besondere Richtung seines Willens lenken darf, damit er Aufmerksamkeit und Ueberlegung auf die immer vorkommende neue Fälle und Gegenstände desto stärker richten könne.

So und nicht anders verstehe ich es, wenn ich behaupte, daß die Gewohnheit überaus wichtig für die Tugend werden könne. Ich will mich erklären. Es giebt nämlich gewisse Principien der Tugend in der moralischen Natur des Menschen, auf welche sie sich gründet und auf welchen eben die Verwandschaft und Konformität der Tugend mit dem menschlichen Gemüthe beruhet — Principien, welche durchaus frühzeitig in Bewegung gesetzt, vorgeübt und entwickelt werden müßen, wenn der Mensch tugendhaft werden soll — gewisse Elementarbegriffe, Gesichtspunkte des Geistes und Neigungen, zu denen der Mensch früh gewöhnt werden muß, wenn bey

ihm

die bestimmte Art zu denken und zu handeln, die wir tugendhaft nennen, entstehen soll. Von dieser Seite betrachtet, ist also die Lehre von der Gewohnheit überaus wichtig, indem sie durch ihren Einfluß das Glück und Unglück unsers ganzen Lebens bestimmt: ich will mich daher bemühen, hier eine kleine Skizze zu entwerfen, um zu zeigen, welch einen mächtigen Einfluß sie auf unsre Sittlichkeit und Tugend und folglich auf unsre wahre Glückseligkeit habe.

Wie viel wird es nicht wirken und thun, wenn man den Menschen von früher Jugend an gewöhnt, seine Vernunft, so schwach sie auch immer seyn mag, in allem, was er thun will, zu Rathe zu ziehen, nie anders, als nach derselben zu handeln, sie in allem zu brauchen — ihn nicht den ersten Eindrücken der Sinnlichkeit und Einbildungskraft folgen zu lassen — sondern ihm die Stimme des sinnlichen und vernünftigen Menschen, der in ihm wohnt, wirkt und redet, so frühzeitig als möglich wohl unterscheiden zu lehren; da es die Basis der ganzen Sittlichkeit und Tugend ist, daß der vernünftige Theil des Menschen das Uebergewicht

über

über den sinnlichen erhalte, daß der Kopf stärker als das Herz mit seinen Wünschen, Begierden und Leidenschaften werde; denn es ist ganz wider die Ordnung der Natur und wider die Bestimmung des Menschen, wie irgendwo ein Schriftsteller sagt, wenn der Kopf Herz und das Herz Kopf ist. Der Mensch handelt als Thier, wenn er sich von seinen Sinnen, und nur dann als Mensch, wenn er sich von seiner Vernunft regieren läßt. Folge der Vernunft — dieß bleibt immer Grundgesetz der ganzen wahren Wohlfahrt des Menschen, Hauptregel seiner Sittlichkeit; erster allgemeiner, allumfassender Grundsatz, wornach er handeln muß — alle andere, mache dich vollkommen, thue den Willen Gottes, sind beyde noch viel zu unbestimmt, denn es entsteht immer die Frage: wie mache ich mich vollkommen? was ist der Wille Gottes? — und sie lösen sich immer in dem ersten auf.

Wie viel hängt davon ab, daß man die Jugend frühe gewöhnt, alle Dinge nicht nach dem falschen übertriebenen Werthe, den Wahn und Vorurtheil sinnlich geblendeter Menschen ihnen geliehen, sondern nach ihrem wahren Werthe, nach

der doppelten Seite, die jedes äußere Gut hat, zu beurtheilen, zu schätzen und darnach seine Wünsche und Begierden zu bestimmen — die sinnlich-prächtigen Dinge ihres täuschenden Schimmers zu entkleiden und auf der Wage der Vernunft abzuwägen.

Dieß lehrte schon Mark Aurel, der durch seine Weisheit und Frömmigkeit aus der Geschichte seines Zeitalters unter allen, die auf Thronen saßen, hervorschimmert, und wie viele schöne Belege könnt ich hier aus seinen erbaulichen Betrachtungen über sich selbst machen, wenn Raum dazu wäre: dieß empfahl die ganze Schule der Stoa hauptsächlich und alle neuere Weise sind darin mit ihr einig, daß aus dieser sinnlichen Verblendung alle Hauptleidenschaften entstehen, Wollust, Stolz, Eitelkeit, Ehrsucht, Geiz, und daß die Tugend unendlich dadurch gewinne, wenn man sie in ihrem wahren Lichte darstellt und ihnen weit erhabnere, beßere und edlere Güter als das würdige Ziel des menschlichen Beſtrebens entgegensetzt. Ueberhaupt, wie viel hängt davon ab, daß man sich gewöhnet, alles nach eigener Einsicht und Ueberzeugung, alles nach

eigener

eigener Prüfung und freyer Wahl zu thun, nicht nach verjährten Vorurtheilen, hergebrachten Meynungen und Sitten, und wie sehr würde man dadurch die Jugend gegen so manche Irrthümer und gegen die Gefahr verführerischer Beyspiele verwahren.

Welch einen großen Einfluß hat es auf das Glück und die Zufriedenheit des Menschen, wenn er gewöhnt wird, seine Bedürfnisse und deren Zahl so viel als möglich einzuschränken, sie nach seinen Kräften und Umständen abzumessen, und, um da, wo es erfordert wird, sich ohne Mühe verleugnen zu können, sich auch oft nach Willkühr das zu versagen, was man haben könnte. Wenn sich eine Gleichheit zwischen den Kräften des Menschen und seinen Begierden findet, so ist er ruhig. Seine Begierden entstehen aus seinen Bedürfnissen. Die Natur hat seine Bedürfnisse nicht größer gemacht, als seine Kräfte; sie hat sie proportionirt gemacht. Es ist zwischen beyden ein Ebenmaß. Sie hat mit vieler Weisheit dafür gesorgt, daß sowohl die Kräfte zur Befriedigung der Bedürfnisse nicht unzulänglich,

lich, als auch dafür, daß sie nicht durch eine unzeitige Verschwendung die Kräfte überflüßig und einen Theil derselben müßig gemacht hat.

Fehlt also dieses Gleichgewicht, so ist der Mensch allemal selbst Schuld. Die Bedürfnisse der Natur sind sehr wenig und einfach. Sie ist auch hier, wie in allen ihren Einrichtungen, eine weise Haushälterinn gewesen. Der Mensch aber erweitert diese natürliche Bedürfnisse und setzet neue hinzu. Er verwöhnet seine Natur. Mit schlechter Speise und einfältiger Kleidung könnte er zufrieden und glücklich seyn, wenn er sich nicht Leckerbissen und Gold und Edelgesteine zu Bedürfnissen gemacht hätte. Aus neuen Bedürfnissen entstehen neue Begierden, aus erweiterten Bedürfnissen erweiterte Begierden. Die Leidenschaften entspringen aus beyden. Die Kräfte unsrer Natur sind zu schwach, dieselben zu befriedigen. Daher die Unruhe, die Unordnung in der Oekonomie unsrer Natur, in welcher die Ausgaben gleichsam stärker, als die Einnahme sind — daher die Pein und der Durst des Gemüths, welchen nichts befriedigen kann. Eine wichtige Regel, sich von der Tyranney seiner Leiden-

schaften

schaften zu befreyen, ist es daher; seine Bedürfnisse bis in die angewiesenen Grenzen der Natur einzuweisen.

Wie viel hängt nicht von der zeitigen Bildung des Geschmacks ab — von der frühen Gewöhnung zur Empfindung des schönen, feinen, edlen, schicklichen ꝛc. Dieß sinnliche Gefühl von dem schönen und häßlichen ist zu nahe verwandt mit dem moralischen Sinne, oder mit dem Gefühle der Sittlichkeit, als daß man es bey der Erziehung ungenützt lassen könnte, und richtiger und edler Geschmack zu sehr verknüpft mit der Tugend, als daß eins ohne das andere bestehen könnte. Der Geschmack ist ein treffliches Hülfsmittel der erkennenden Vermögen, ein großes Mittel zur Verbesserung unsers Willens, zur Veredelung unsrer Triebe und so zu sagen, die Hebamme der Tugend, der Religion und seiner äußerer Sitte; die Mutter aller Annehmlichkeiten des Umgangs und des guten Tons in Gesellschaft. Er lehrt die Kunst, alle seine Geschäffte mit Anmuth und Reiz zu verrichten. Er ist eine nie versiegende Quelle der angenehmsten und vergnügendsten Selbstunterhaltung selbst in

dem

dem öden Schoße der Einsamkeit — und auch in so fern ist er Bewahrung gegen das Laster und jede unedle niedrige Neigung, und Beförderungsmittel der Tugend.

Wie viel thut überhaupt nicht frühe Gewöhnung zur Ordnung, zur beständigen Geschäfftigkeit, zur weisen Eintheilung der Ruhe und Thätigkeit, der Geschäffte und Vergnügungen.

Wie viel wird es nicht wirken, wenn man früh gewöhnt wird, sich von allen seinen Handlungen strenge Rechenschaft zu geben, wie sehr wird dieß unsere moralische Empfindlichkeit erhöhen; (nur versteht es sich, daß sie nicht bis zur moralischen Empfindeley und Skrupulosität getrieben werden müße) wie fürsichtig wird sie uns bey allen Handlungen machen — wie genau werden wir sie prüfen und uns zur Gewissenhaftigkeit gewöhnen. Wie unendlich viel wird also dadurch bey der Jugend gewonnen, wenn man sie für das Glück eines guten Gewißens empfindsam macht, so daß sie einen Augenblick der stillen und süßen Freuden der Tugend über alle Herrlichkeiten des Lasters schätzen lerne.

Wie vielen Einfluß hat es auf das Glück eines Weltbürgers, wenn er früh gewöhnt wird, alles, was er thut und redet, mit Klugheit mit Diskernement, mit Hin- und Umhersicht auf Personen, Zeiten und Umstände zu thun: denn was ist alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit ohne diese Klugheit? Locke in seiner Schrift von der Erziehung sagt: Ein Vater, der es nicht glaubt, daß seinem Kinde an der Kenntniß der Welt am meisten gelegen sey, und daß es weit nöthiger sey, ihm zu diesem Zwecke einen geschickten Führer zu geben, als ihn Sprachen und Wissenschaften lernen zu lassen, der bedenkt nicht, daß es viel nützlicher sey, Menschen zu beurtheilen und sich in den Dingen, die er mit ihnen zu thun hat, weislich zu betragen, als griechisch und latein zu reden, oder in der Form zu schließen, oder den Kopf mit tiefen Grübeleyen der Naturlehre und Metaphysik angefüllt zu haben.

Welch großen Einfluß hat es nicht auf das Glück des Lebens, wie und aus welchem Gesichtspunkte man uns von Jugend auf die Welt betrachten lehret, als Paradies, oder als ein finsteres Jammerthal — wie viel hängt davon ab, daß man uns

gewöh-

gewöhnet, das überwiegende Gute mehr zu empfinden, als das unangenehme und böse: denn wer weiß nicht, wie sehr unser Glück von unserer eigenen Vorstellung abhange, von der Art, wie wir unsern Zustand, unsre Schicksale und jede Situation unsers Lebens betrachten. Und endlich wie viel hängt davon ab, daß wir frühzeitig unsere Laune beherrschen und über unser Temperament wachen lernen, und es wenigstens so weit bringen daß wir die Aeußerungen und Ausbrüche unseres unangenehmen Gemüthszustandes zurückhalten können.

In der weisen Verbindung des Unterrichts und dieser Gewöhnung bestehet die Hauptsache der moralischen Erziehung. Beyde müßen immer parallel gehen und sich die Hand bieten, dann wird der Mensch das, was er werden soll. Theoretischer und mechanischer Unterricht, Anfüllung des Verstandes mit weitläuftigen Theorien von Pflichten und Sitten ist und bleibt unfruchtbar, wenn der Zögling nicht sogleich angeleitet und gewöhnt wird, seinen Kenntnissen des wahren und guten, des Rechts und Unrechts, des schicklichen, schönen und edlen gemäß zu handeln. Mit jeder Stufe der Aufklärung

klärung des Verstandes muß auch die moralische Kultur fortschreiten, man muß ihm, je weiter er in der ersteren kommt, auch einen immer weiteren Wirkungskreis zur Uebung der sittlichen Kenntnisse und Kräfte eröffnen und Gelegenheiten dazu verschaffen, und so Unterricht und Erziehung mit einander verbinden.

Ueber die Verbesserung des Mittags und der Mitternacht aus übereinstimmenden Sonnenhöhen.

§. 1. Es sey die geographische Breite eines Orts $= L$, die Abweichung der Sonne $= D$, der Stundenwinkel oder eigentlich die zwischen beyden Beobachtungen verflossene halbe wahre Zwischenzeit $= H$, und die Veränderung der Abweichung der Sonne in der Zeit von der ersten bis zur zweyten Beobachtung $= 2b$; so ist die Mittagsverbesserung in Zeitsekunden ausgedruckt $= \frac{2b \, tang. \, L}{30 \, sin. \, H} \mp \frac{2b \, tang. \, D}{30 \, tang. \, H}$ oder wenn man den ersten Theil M den zweyten aber N nennet, so wird diese Gleichung $= M \mp N$. Man braucht das Zeichen $+$ wenn die Sonne und der über den Gesichtskreis erhobene Pol auf entgegengesetzten Seiten des Aequators sich befinden, folglich bey uns, wenn die Abweichung der Sonne südlich ist. Hingegen muß man das Zeichen $-$ wählen, so oft der erhobene Pol und die Sonne auf einerley Seite des Aequators sind, das

heißt

heißt bey uns, wenn die Abweichung der Sonne nördlich ist. Uebrigens wird in den gemäßigten und kalten Erdstrichen, diese berechnete Verbesserung, von dem aus übereinstimmenden Sonnenhöhen gefundenen sogenannten unverbesserten Mittage, abgezogen, wenn die Sonne in ihrer Bahn sich dem erhobenen Pole nähert, welches sich bey uns vom einundzwanzigsten December bis zum einundzwanzigsten Junius ereignet: sie wird im Gegentheil zu dem unverbesserten Mittage hinzugesetzt, wenn die Sonne, vermöge ihrer eigenen Bewegung, sich von dem erhobenen Pole entfernt, welches für unsere nördlichen Gegenden im Sommer und Herbste geschiehet. Von den besonderen Modifikationen, welche mit dieser Mittagsverbesserung in dem heißen Erdstriche vorgehen, will ich hier nicht reden.

§. 2. Den Beweis der von mir angezeigten Formel, findet man in dem ersten Theile der von dem Herrn de la Lande herausgegebenen Astronomie, noch vollständiger aber in des Herrn Hofrath Kästners erster Sammlung astronomischer Abhandlungen. Es giebt uns solche Formul ein leichtes und sicheres Mittel an die Hand, zu allen Jahreszeiten

Mittags-

Mittagslinien zu ziehen, und die wahre Sonnenzeit aus übereinstimmenden Sonnenhöhen auf das genaueste zu bestimmen. Selbst bloße Liebhaber guter Uhren, die sich übrigens mit der Astronomie nicht abgeben, können sich dieser Methode bedienen, den Gang ihrer Uhren zu erforschen, und solche gehörig zu stellen, weil die Beobachtung gleich großer Sonnenhöhen leicht ist, und nichts weniger als kostbare astronomische Instrumente erfordert. Ein jedes gemeines Fernrohr mit einem Fadenkreuz, welches an eine vertikale Achse so befestiget worden, daß es beym Herumdrehen nach verschiedenen Weltgegenden einen unveränderlichen Winkel mit dem Horizont macht, wird hierzu hinlänglich seyn.

§. 3. Will man nun die Mittags oder Mitternachtsverbesserung nach dieser von allen Astronomen angenommenen Regel berechnen, so sind viererley Fälle zu unterscheiden.

Bey Bestimmung des Mittags

I. Wenn die erste Höhe Vormittags, nach sechs Uhr, die zweyte Nachmittags vor sechs Uhr genommen wird.

II. Wenn man die erste Höhe früh Morgens vor sechs Uhr, die zweyte Abends nach sechs Uhr nimmt.

Bey

Bey Bestimmung der Mitternacht:

III. Kann die erste Höhe Nachmittage vor sechs Uhr, die zweyte den folgenden Vormittag nach sechs Uhr beobachtet werden.

IV. Die erste Höhe ist Abends nach sechs Uhr, die zweyte den folgenden Tag früh Morgens vor sechs Uhr genommen worden.

Auf den ersten Fall ist die Formul eigentlich eingerichtet, und außer dem was schon §. 1 gesagt worden, nichts weiter zu erinnern.

§. 4. Bey dem zweyten Fall hingegen ist zu bemerken, daß die Tangenten stumpfer Winkel negativ werden, und daher das zweyte Glied der allgemeinen Formul, oder N, sein Zeichen ändert. Da nun dieser Fall in unsern nördlichen Gegenden, blos im Frühling und Sommer, bey nördlicher Abweichung der Sonne vorkommen kann, so wird man bey uns überhaupt annehmen müssen, daß für halbe Zwischenzeiten, die über sechs Stunden betragen, die Mittagsverbesserung aus der arithmetischen Summe ihrer beyden Theile bestehet, oder $M + N$ ist.

§. 5. Halbe Zwischenzeiten, welche zusammen zwölf Stunden ausmachen, entsprechen in Graden

zweyen Winkeln, deren Summe zween rechte Winkel beträgt. Die Sinus und Tangenten solcher Winkel sind zwar nach ihrer absoluten Größe einander gleich, da aber letztere entgegengesetzte Zeichen haben, so folgt hieraus weiter nichts, als daß für solche halbe Zwischenzeiten, die einander zu zwölf Stunden ergänzen, die beyden Theile der Mittagsverbesserung, wenn jeder vor sich betrachtet wird, sich blos wie der Faktor $2b$ oder wie die Zeiten verhalten. — Aber die Mittagsverbesserungen selbst sind deswegen in dem angezeigten Fall den Zwischenzeiten nicht proportinal, weil, wenn z. B. für vier Stunden halber Zwischenzeit N von M abgezogen wird, so muß für acht Stunden N zu M hinzugesetzt werden. Daher ist die Mittagsverbesserung für acht Stunden größer, als die doppelte Mittagsverbesserung für vier Stunden, die für neun Stunden größer, als die dreyfache Verbesserurg für drey Stunden, u. s. f.

§. 6. Weit öfter kommt freylich, besonders bey der in den hiesigen nördlichen Gegenden so sehr veränderlichen Witterung, der dritte Fall vor, daß man die zwischen beyden Beobachtungen liegende

Mit-

Mitternacht zu bestimmen genöthiget ist. Um nun zu erforschen, wie man unter solchen Umständen die allgemeine Formul modificiren müße, stelle ich mir die Sache auf folgende Art vor. — Unsere Mitternacht ist der Mittag unserer Gegenfüßer, und es ist einerley dieser Leute ihren Mittag oder unsere Mitternacht zu bestimmen. — Was wir aufsteigende Zeichen nennen, sind für jene absteigende, und umgekehrt, unsere absteigende Zeichen sind dort aufsteigende. — Befinden sich bey uns die Sonne und der erhobene Pol auf entgegengesetzten Seiten des Aequators, so werden unsere Gegenfüßer ihren erhobenen Pol und die Sonne auf einerley Seite des Aequators sehen, und eben so, wenn die Sonne bey uns auf der Seite des erhobenen Pols diesseits des Aequators ist, so ist sie bey jenen auf der entgegengesetzte Seite, jenseits des Aequators. — Unsere übereinstimmende Sonnenhöhen sind für diese unsere Gegenfüßer übereinstimmende Sonnentiefen, oder negative Höhen, und diese negativen Höhen, ändern in Berechnung der Mittags oder Mitternachtsverbesserung nichts, oder es muß einerley Mittag für unsere Antipoden herauskommen, sie

mögen

mögen solchen aus übereinstimmenden Sonnenhöhen, oder Sonnentiefen bestimmen. Wem dieses nicht genug einleuchtend ist, der kann annehmen, der Mittelpunkt der Sonne befinde sich im Horizonte, so können die Gegenfüßer mit uns zu gleicher Zeit übereinstimmende Sonnenhöhen nehmen. Wir thun solches des Abends bey Untergang und des Morgens bey Aufgang der Sonne, um unsere Mitternacht zu bestimmen, jene haben zu den nemlichen Zeiten Aufgang und Untergang der Sonne, und bestimmen ihren Mittag. — Wir wollen nun annehmen, diese Beobachtungen geschehen zu der Zeit, da die Sonne in den südlichen Zeichen ist, und der Stundenwinkel sey stumpf, so ist zwar seine Tangente negativ, weil aber bey den Antipoden die Sonne und der erhobene Pol auf einerley Seite des Aequators sich befinden, so wird ihre Mittagsverbesserung $M + N$. Im Gegentheil würde sie $M - N$, wenn bey einem solchen stumpfen Stundenwinkel die Sonne eine nördliche Abweichung hätte. Und diese Mittagsverbesserungen sind mit unsern Mitternachtsverbesserungen einerley.

§. 7. Wäre für den vierten Fall die Abweichung

der

der Sonne nördlich, und der Stundenwinkel spitzig, so ist aus den nemlichen Gründen die Mittagsverbesserung unserer Gegenfüßer $M + N$, weil die Sonne bey ihnen auf der dem erhobenen Pole entgegengesetzten Seite sich befindet, und die Tangente des Stundenwinkels positiv bleibt. Weil nun auch in Ansehung der südlichen Halbkugel die Sonne sich in den absteigenden Zeichen befindet, wenn sie nach unserer Art zu reden in den aufsteigenden ist, und so umgekehrt, so wird hieraus erhellen, warum die Mitternachtsverbesserung addirt werden müße, wenn man die Mittagsverbesserung subtrahirt, und warum man erstere subtrahire, wenn letztere addirt wird.

§. 8. Wollte man südliche Polhöhe als negative nördliche Polhöhe ansehen, so wird M wegen der negativen Tangente von L verneint. Nun muß man aber auch zugleich voraussetzen, daß die beyden Theile für spitzige Stundenwinkel überhaupt addirt werden müßen, wenn die Sonne eine südliche Abweichung hat, und daß man das Zeichen — zu gebrauchen habe, so bald die Sonne in die nördliche Halbkugel heraufsteigt. Auch darf man bey

Bestim-

Bestimmung des Mittags unserer Gegenfüßer oder unserer Mitternacht, aufsteigende und absteigende Zeichen nicht mehr miteinander verwechseln, weil nun L nicht mehr überhaupt die Höhe des erhobenen Pols, sondern blos die Höhe oder Tiefe des Nordpols andeutet. So findet man wieder bey Bestimmung unserer Mitternacht, wenn solche als der Mittag unserer Gegenfüßer angesehen wird, die nemlichen Regeln der Verbesserung. Es sey z. B. die Abweichung der Sonne nördlich und der Stundenwinkel spitzig, welches unser vierter Fall ist, so erhält man $-M-N$. Wird unter den nehmlichen Umständen der Stundenwinkel stumpf, so kommt $-M+N$. Für südliche Abweichung und einen stumpfen Stundenwinkel wird man eben so $-M-N$ erhalten. — Es darf übrigens niemand befremden, daß diese Zeichen der Theile der Mitternachtsverbesserung denenjenigen entgegengesetzt sind, die wir so eben in §. 6. und 7. gefunden haben. Dort fanden wir zum Beyspiel für den vierten Fall $M+N$, hier aber $-M-N$. Aber jene Verbesserung muß abgezogen werden, wenn die Sonne sich dem Südpole nähert, oder in

den

den absteigenden Zeichen ist, da hingegegen, wenn man blos nördliche, positive oder negative Polhöhe betrachtet, die Verbesserung $-M-N$ addirt werden muß, weil die Sonne sich von dem Nordpole, (nicht von dem erhobenen Pole) entfernt. Bekanntermaßen ist es aber einerley, $M+N$ abziehen, oder $-M-N$ addiren. Eben so verhält es sich mit den übrigen Fällen.

§. 9. Vergleichen wir nun diese Regeln der Mittags- und Mitternachtsverbesserungen mit einander, so finden wir überhaupt, daß sie einerley Gestalt haben, wenn die eine einen spitzigen, die andere einen stumpfen Stundenwinkel voraussetzt. Zu besserer Uebersicht kann folgende Tafel dienen.

I. Man addirt die beyden Theile, oder die Gleichung ist $M+N$.

A) Wenn die Abweichung der Sonne nördlich ist.

a) In der Mittagsverbesserung bey stumpfen Stundenwinkeln. *II.* Fall.

b) In der Mitternachtsverbesserung bey spitzigen Stundenwinkeln. *IV.* Fall.

B) Wenn die Abweichung der Sonne südlich ist.

c)

c) In der Mittagsverbesserung bey spitzigen Stundenwinkeln. *I.* Fall.

d) In der Mitternachtsverbesserung bey stumpfen Stundenwinkeln.

II. Hingegen wird die Gleichung $M - N$

C) wenn die Abweichung der Sonne nördlich ist.

e) In der Mittagsverbesserung bey spitzigen Stundenwinkeln. *I.* Fall.

f) In der Mitternachtsverbesserung bey stumpfen Stundenwinkeln. *III.* Fall.

D) Wenn die Abweichung der Sonne südlich ist.

g) In der Mittagsverbesserung bey stumpfen Stundenwinkeln.

h) In der Mitternachtsverbesserung bey spitzigen Stundenwinkeln. Beyde letztern Fälle können in der Ausübung bey uns nicht vorkommen.

§. 10. Hieraus ergiebt sich, daß die Mittags- und Mitternachtsverbesserungen zweyer Stundenwinkel, die zusammen 180. Grade ausmachen, dem gemeinschaftlichen Faktor der beyden Theile *b*, oder der Zeit proportional sind. Im Gegentheil

sind

sind diese Verbesserungen für einerley Stundenwinkel verschieden, die Mitternachtsgleichung ist $M \pm N$ wenn die Mittagsgleichung $M \mp N$ ist. Für $H = 90°$ oder sechs Stunden halber Zwischenzeit ist $N = 0$. Nur in diesem besondern Fall werden beyde Verbesserungen $= M$ und einander gleich.

§. 11. Nun kann man fragen wie genau die Polhöhe bekannt seyn müße, um in dieser Gleichung übereinstimmender Sonnenhöhen keinen merklichen Fehler zu verursachen. Die Differentialrechnung führt uns auf die Formul

$$dL = \frac{30.\ sin\ H.\ dM.\ \varrho}{2b.\ sec.\ L^2}$$ wo ϱ den Bogen

welcher dem Halbmesser gleich ist, bedeutet. Der Logarithme dieses in Sekunden ausgedruckten Bogen ist $l\varrho = 5,3144251$

Dieser Faktor ϱ ist nur deswegen nöthig, weil man b in Sekunden angenommen hat. Er wird $= 1$ und kann folglich wegbleiben, wenn man b durch Decimaltheile des Halbmessers ausdruckt.

Setzt man hier $dM = 1''$; $H = 30°$; $L =$

$56°$

$56^{\circ}\ 39^{\prime}.\ 5^{\prime\prime}$ so wird zur Zeit der Frühlings Nachtgleiche $2b = 236,83$ und man findet

$$dL = 3948^{\prime\prime} = 1^{\circ}\ 5^{\prime}.\ 48^{\prime\prime}$$

woraus erhellet, daß man in der Mitauer Polhöhe um mehr als eine halbe Minute fehlen könnte, ohne in der Mittagsgleichung für zwey Stunden um den hundertsten Theil einer Zeitsekunde zu irren. Zu andern Jahrszeiten und für Stundenwinkel, deren Sinus größer sind, als der Sinus von 30° Graden, ist der Fehler noch weit unbeträchtlicher. Ueberhaupt läßt sich so einsehen, daß in allen Fällen, wo keine besondere astronomische Schärfe erfordert wird, die beyden nachfolgenden auf die Polhöhe von Mitau berechneten Tafeln für ganz Kurland brauchbar seyn können.

§. 12. Eben so zeigt uns die Differentialformul

$$dD = \frac{30.\ tang.\ H.\ \varrho.\ dN}{2b\ sec.\ D^2}$$

daß um die nemliche Zeit der Frühlings Nachtgleiche, für zwey Stunden halber Zwischenzeit, ein Fehler von dritthalb Minuten in der Abweichung der

der Sonne, erst einen Irrthum von dem hundertsten Theil einer Zeitsekunde verursache, und zu andern Stunden und Jahrszeiten noch weniger.

§. 13. Es sey nun k die Veränderung der Abweichung der Sonne innerhalb vierundzwanzig wahren Sonnenstunden, so kann der Faktor $\frac{b}{30}$ durch $\frac{H\,k.}{180^{\circ}.30}$ ausgedruckt werden.

Fehlt man in dieser vierundzwanzigstündlichen Veränderung um u^{11} so ist der hieraus in der Mitternachtsverbesserung entspringende Irrthum

$$\frac{Hu}{180^{\circ}.30}\left[\frac{tang\,L}{sin\,H} \mp \frac{tang\,D}{tang\,H.}\right]$$

Es sey z. B. $u = 60^{11}$. $H\,120^{\circ}$; so ist unter der Polhöhe von Mitau um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche die Mitternachtsgleichung um $2^{11},34$ fehlerhaft. Der Fehler in der Mittagsgleichung für vier Stunden wäre halb so groß oder $1^{11},17$. Dieses Beyspiel wird hinreichen, um einzusehen, daß man die vierundzwanzigstündliche Veränderung der Abweichung so scharf als möglich nehmen müße, um besonders bey etwas großen Stundenwinkeln

winkeln einen merklichen Irrthum in Bestimmung des Mittags oder der Mitternacht zu vermeiden.

§. 14. Das bloße Anschauen der am Ende dieses Aufsatzes von mir gelieferten zwo Tafeln, ist hinlänglich, den Grad der Genauigkeit zu beurtheilen, welchen wir in Ansehung des Winkels *H* zu beobachten haben. Die Anzahl der Grade, Minuten und Sekunden dieses Winkels wird eigentlich durch die zwischen beyden Beobachtungen verflossene halbe wahre Sonnenzeit so bestimmt, daß funfzehn Grade für jede Stunde gerechnet werden. Die hierzu gehörige Tafel findet sich in allen Sammlungen astronomischer Tabellen, unter der Aufschrift: die Zeit der ersten Bewegung in Theile des Aequators zu verwandeln. Es könnte aber diese Aufschrift eben so gut heißen: die wahre Sonnenzeit in Theile des Stundenwinkels zu verwandeln, weil unstreitig in vierundzwanzig wahren Sonnenstunden die Sonne den ganzen völligen Kreis oder dreihundertundsechzig Grade an der unbeweglichen Himmelskugel durchläuft, und daher in einer wahren Sonnenstunde sich um fünfzehn Grade von dem Mittagskreis entfernt. — Weiset nun

die

die Uhr wahre Sonnenzeit, so giebt die Hälfte der zwischen beyden Beobachtungen verflossenen Uhrzeit, nach der angezeigten Regel in Grade Minuten und Secunden verwandelt, den Stundenwinkel ganz genau an. — Aber Astronomen pflegen ihre Uhren so zu reguliren, daß sie entweder mittlere Sonnenzeit, oder Sternzeit weisen. — Gehet die Uhr nach mittlerer Sonnenzeit, so kann für zehn Stunden halber Zwischenzeit der Unterschied nicht über dreizehn Secunden betragen. Dieses geschiehet zu Ende des Jahres, der hieraus entspringende Fehler in der Mitternachtsverbesserung beträgt kaum $0^{11},04$ Secunden und ist überhaupt das ganze Jahr durch unbeträchtlich. — Folglich kann man die Zeit, welche eine solche Uhr weiset, als wahre Sonnenzeit ansehen, ohne zu befürchten, daß man um den zehenten Theil einer Zeitsekunde in der Mittags oder Mitternachtsverbesserung irren werde.

§. 15. Weiset hingegen die Uhr Sternzeit, so muß man schon etwas vorsichtiger seyn, weil der Unterschied zwischen solcher und der wahren Sonnenzeit innerhalb vierundzwanzig Stunden sich über vier Minuten belaufen kann. Nun siehet man aus

der

der Tafel für die Mitternachtsgleichung daß wenn z. B. die Sonne 11. Z. 10. G. der Länge hat, die Verbesserungen für neun und zehn Stunden um beinahe 48^{11}. von einander verschieden sind, und da würde also ein Fehler von einer Minute wahrer Zeit, in der Verbesserung einen Irrthum von $0^{11}8$. Secunden verursachen. Diesen zu vermeiden wird es hinlänglich seyn, daß man für jede Sternstunde der Zwischenzeit zehn Secunden, und für jede sechs Minuten, eine Secunde abrechnet, und erst aus dem Ueberrest die Veränderung $2b$ und den Winkel H nach der in vorigen §. angezeigten Tafel berechnet. — Folgendes Beispiel wird diese Rechnung erläutern.

§. 16. Man hat den zehnten März 1784 Nachmittage und den folgenden Tag Vormittage zu Mitau unter der Polhöhe von $56°39'5''$ übereinstimmende Sonnenhöhen genommen, und soll daraus die darzwischen liegende Mitternacht bestimmen. Die Uhr weise Sternzeit, und bey der ersten Beobachtung soll sie 1 St. $36'$ $10''$ bey der zweyten aber 9 St. $14'$ $50''$ angegeben haben. Folglich sind zwischen beyden Beobachtungen 19 St. $38'$ $40''$

Stern-

Sternzeit verflossen, und die unverbesserte Mitternacht fällt auf 11 St. 25^{t} 30^{tt}. — Von jeder Stunde der Zwischenzeit werden 10^{tt} also in allem 3^{t} 16^{tt} abgezogen, der Ueberrest 19 St. 35^{t} 24^{tt} kann ohne einen merklichen Fehler in der Mitternachtsverbesserung zu befürchten, als die zwischen beyden Beobachtungen verflossene wahre Sonnenzeit angesehen werden. — Hieraus findet man $H =$ 9 St. 47^{t} 42^{tt} oder in Graden $H =$ $146°$ 55^{t} 30^{tt}. — Nach dem berliniſchen aſtronomiſchen Jahrbuch für das Jahr 1784 verändert ſich die Abweichung der Sonne vom Mittage des zehnten Märzes bis zum folgenden Mittage um 23^{t} 33^{tt} oder um 1413^{tt}, und die Abweichung der Sonne um die berliner Mitternacht iſt $3°$ 32^{t} 40^{tt}. Der Unterſchied der Längen von Berlin und Mitau, welcher nach den auf der Sternwarte der Petriniſchen Akademie bisher beobachteten Finſterniſſen der Jupiters Trabanten 41^{t} 36^{tt} in Zeit beträgt, kommt hier nicht in Betrachtung, man kann daher ohne Gefahr ſich in der Mitternachtsverbeſſerung zu irren, $D =$ $3°$ 32^{t} 40^{tt} annehmen, auch wohl wenn man will, die Sekunden weglaſſen.

Um

Um $2b$ zu finden, schließe man so: vierundzwanzig Stunden verhalten sich zu 19 St. $35^{'} 24^{''}$ wie $1413^{''}$ zu $2b$. Diese Proportion giebt $2b = 1153,4$ und $l\frac{2b}{30} = 1,584844^{I}$

Nun rechnet man auf folgende Art:

$$log\frac{2b}{30} = 1,584844^{I}$$

$log.tang. L = log.tg. 56° 39' = 10,1816902$

$Cp.l\,sin.H = Cp.l.sin.33° 4' 30'' = 0,2630171$

$$lM = 2,0295514$$

$$M = 107'',04$$

$$log\frac{2b}{30} = 1,584844^{I}$$

$log.tg. D = log.tg.3° 32' 40'' = 8,7919800$

$Cp.l.tg.H = Cp.l.tg.33° 4' 30'' = 0,1862388$

$$lN = 0,5630629$$

$$N = 3'',66$$

Folglich ist die Mitternachtsgleichung oder $M + N = 110'',7 = 1' 50'',7$.

Nach

Nach der Uhr war die unverbes-
serte Mitternacht um 11 St. 25′ 30″
hierzu addire man die gefundene
Verbesserung = 1 50,7.

Die Summe ist = 11. 27. 20″,7.
und die wahre Mitternacht war in dem Augenblicke als die Uhr 11 St. 27′ 20″,7 wies.

§. 17. Diese Rechnungen für die hiesige Polhöhe ein vor allemal zu machen, habe ich nachstehende beyde Tafeln berechnet. Sie setzen voraus, daß man die Länge der Sonne, oder den Grad des himmlischen Zeichens wisse, in welchem die Sonne zur Zeit des zu berechnenden Mittags oder der gesuchten Mitternacht sich befindet. Dieses Argument findet man in vielen bekannten Kalendern, die in jedermanns Händen sind. Im Fall der Noth könnte man sich sogar mit einem gemeinen Hauskalender behelfen, in welchem blos die Tage angemerkt sind, an welchen die Sonne in jedes der himmlischen Zeichen tritt, und für jeden der vorhergehenden oder folgenden Tage bis zur Zeit der Beobachtung einen Grad rechnen. Wenn die gefundene Länge der Sonne nicht genau in der Ta-

'el angetroffen wird, so kann man durch Proportionaltheile die zugehörige Mittagsverbesserung bestimmen. Selbst in Fällen, wo man eine astronomische Strenge und Genauigkeit verlangt, wird es hinlänglich seyn, die Länge der Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende, wo sie den größten Einfluß hat, innerhalb der Grenzen von ungefehr zehn Minuten zu kennen, ohne daß man deswegen in der Mittagsgleichung einen Fehler von mehr als 0,1 Sek. zu befürchten hätte. Bey der Mitternachtsverbesserung muß man besonders bey großen Stundenwinkeln von acht, neun bis zehn Stunden etwas genauer verfahren.

§. 18. Wenn die halbe Zwischenzeit nicht genau in der Tafel zu finden ist, so kann gleichfalls die Mittagsverbesserung durch Proportionaltheile leicht berechnet werden. Was aber die Mitternachtsverbesserung anbetrifft, so müßte die Tafel bey den halben Zwischenzeiten von acht, neun bis zehn Stunden, von zehn zu zehn Minuten berechnet werden, wenn man zu allen Jahrszeiten, blos mit Proportionaltheilen auskommen wollte. — Weil aber die Mittags und Mitternachtsverbesse-

rungen

rungen von zwo halben Zwischenzeiten, die zusammen zwölf Stunden ausmachen, sich wie diese halben Zwischenzeiten verhalten, so ist es eben nicht nöthig, diese Tafel so weit auszudehnen, noch vielweniger zu künstlichen Interpolationen oder zu der Formul selbst seine Zuflucht zu nehmen, sondern man sucht aus der Tafel der Mittagsgleichung die Verbesserung des Mittags für die Zeit, welche mit der zwischen beyden Beobachtungen verflossenen halben Zwischenzeit, zwölf Stunden ausmacht, und schließt hierauf; die beyden Zeiten verhalten sich wie die Verbesserungen. So läßt sich eine solche Mitternachtsverbesserung gleichfalls mit hinlänglicher Genauigkeit bestimmen. — Zur Erläuterung mag das §. 16. berechnete Beyspiel dienen. Wollte man die Mitternachtsverbesserung durch bloße Proportionaltheile aus der Tafel für die Mitternachtsgleichung berechnen, so fände man $1^{x}\,53^{xx},7$ mit einem Fehler von drey Sekunden. Vermittelst der Tafel der Mittagsgleichung hingegen findet man für die Länge der Sonne von 11. Z. $21^{o}\,4^{x}$ die Verbesserung

für

für zwey Stunden = $24^{11}, 61$

für drey Stunden = $25, 94$

Unterschied = $1, 33$

Hieraus durch Proportionaltheile die Verbesserung für zwey Stunden $12^{1}, 3 = 24^{11}, 88$.

Weil nun diese zwey St. $12^{1}, 3$ mit der zwischen beyden Beobachtungen verstrichenen halben Zwischenzeit von neun St. $47^{1}, 7$ zusammengenommen, zwölf Stunden betragen, so schließe man endlich zwey St. $12^{1}, 3$: neun St. $47^{1}, 7 = 24^{11}, 88$: zu der gesuchten Mitternachtsverbesserung. — Vermittelst dieser Proportion erhält man $1^{1}\ 50^{11}, 5$, welche Zahl nur um $0^{11}, 2$ Sekunden kleiner ist, als die nach der strengen Formul berechnete. Ein Fehler, der in der Ausübung als ganz unbeträchtlich angesehen werden kann.

I. Tafel.

Mittagsgleichung
für die Polhöhe von Mitau.

Länge der ☉ Z.	G.	2 St.		3 St.		4 St.		5 St.		6 St.		7 St.		8 St.		
0.	0.	23ᴵᴵ,99		25ᴵᴵ,45		27ᴵᴵ,70		31ᴵᴵ,05		35ᴵᴵ,99						abgezogen.
0.	10.	22,	63	24,	19	26,	58	30,	14	35,	84					
0.	20.	20,	74	22,	33	24,	89	28,	43	33,	74					
1.	0.	18,	43	20,	01	22,	45	26,	03	31,	25	39ᴵᴵ,04				
1.	10.	15,	78	17,	29	19,	60	22,	93	27,	88	35,	19			
1.	20.	12,	83	14,	33	16,	28	19,	29	23,	65	30,	11	40ᴵᴵ,24		
2.	0	9,	79	18,	89	12,	57	15,	03	18,	58	23,	84	32,	06	
2.	10.	6,	59	7,	36	8,	56	10,	30	12,	82	16,	54	22,	36	
2.	20	3,	30	3,	71	4,	33	5,	24	6,	55	8,	48	11,	50	
3.	0	0,	00	0,	00	0,	00	0,	00	0,	00	0,	00	0,	00	
3.	10.	3,	36	3,	70	4,	33	5,	23	6,	54	8,	47	11,	48	
3.	20.	6,	56	7,	34	8,	53	10,	26	12,	78	16,	49	22,	30	
4.	0.	9,	75	10,	83	12,	51	14,	95	18	49	23,	73	31,	88	
4.	10.	12,	77	14,	10	16,	14	19,	12	23,	24	29	85	39,	88	
4.	20.	15,	67	17,	15	19	44	22,	80	27,	67	34,	92			
5.	0	18,	25	19,	83	22,	25	25,	81	30	98	38,	71			hinzugesetzt.
5.	10.	20	53	22,	11	24,	56	28,	15	33	42					
5.	20.	22,	40	23,	93	26,	3	29,	81	34	98					
6.	0.	23,	75	25,	19	27,	43	30,	67	35,	62					
6.	10.	24,	51	25,	81	27,	84	30,	88							
6.	20.	24,	57	25,	73	27,	52	30,	19							
7.	0.	23,	82	24,	79	26,	31									
7.	10	22,	16	22,	94	24,	17									
7.	20.	19,	49	20,	09	21,	04									
8.	0.	15,	79	16,	23											
8.	10	11,	15	11,	42											
8.	20.	5,	78	5,	92											
9.	0	0,	00	0,	00											abgezogen.
9.	10.	5,	79	5,	92											
9.	20	11,	19	11,	46											
10.	0.	15.	88	16,	31											
10.	10	19,	61	20,	21	21,	17									
10.	20.	22,	33	23,	12	24,	35									
11.	0.	24,	02	25,	00	26,	53	28,	83							
11.	10.	25,	28	26,	37	28,	08	30,	47							
11.	20.	24	68	26,	00	28,	05	31,	09							

Mitternachtsgleichung
für die Polhöhe von Mitau

Länge der ☉ Z.	G.	10. St.	9. St.	8 St.	7. St.	6. St.	5. St.	4. St.	
0.	0.	1ᵗ 59ᵀᵀ,95	1ᵗ 16ᵀᵀ,35	55ᵀᵀ,40	43ᵀᵀ,47	35ᵀᵀ,99			Abnahme
0.	10	1. 53, 15	1. 12, 57	53, 16	42, 20	35, 34			
0.	20.	1. 43, 70	1. 7, 00	49, 60	39, 80	33, 74			
1.	0.	1. 32, 10	1. 0, 03	44, 90	36, 44	31, 25	27ᵀᵀ,89		
1.	10.	1. 18, 90	51, 87	39, 20	32, 17	27, 88	25, 14		
1.	20.	1. 4, 40	42, 69	32, 56	27, 00	23, 65	21, 51	20ᵀᵀ,12	
2.	0.	48, 95	32, 67	25, 14	21, 04	18, 56	17, 03	16ᵀᵀ,03	
2.	10.	32, 95	22, 08	17, 12	14, 42	12, 83	11, 82	1, 82	
2.	20.	16, 80	11, 13	8, 66	7, 34	6, 55	6, 06	5, 75	
3.	0.	0, 00	0, 00	0, 00	0, 00	0, 00	0, 00	0, 00	
3.	10.	16, 80	11, 10	8, 64	7, 32	6, 54	6, 05	5, 74	
3.	20.	32, 80	22, 03	17, 06	14, 36	12, 78	11, 78	11, 15	
4.	0.	48, 75	32, 49	25, 02	20, 93	18, 49	16, 95	15, 95	
4.	10.	1. 3, 85	42, 30	32, 28	26, 77	23, 44	21, 32	19, 94	
4.	20.	1. 18, 35	51, 45	38, 88	31, 92	27, 67	24, 94		
5.	0.	1. 31, 25	59, 49	44, 50	36, 13	30, 98	27, 29		
5.	10.	1. 42, 65	1. 6, 33	49, 12	39, 41	33, 42			
5.	20.	1. 52, 20	1. 11, 79	52, 62	41, 73	34, 98			
6.	0.	1. 58, 75	1. 15, 57	54, 86	42, 94	35, 62			Zunahme
6.	10.	2. 2, 55	1. 17, 43	55, 68	43, 23				
6.	20.	2. 2, 85	1. 17, 19	55, 04	42, 27				
7.	0.	1. 59, 10	1. 14, 37	52, 62					
7.	10.	1. 50, 80	1. 8, 82	48, 34					
7.	20.	1. 37, 45	1. 0, 27	42, 08					
8.	0.	1. 18, 95	48, 69						
8.	10.	55, 75	34, 26						
8.	20.	28, 90	17, 76						
9.	0.	0, 00	0, 00						Abnahme
9.	10.	28, 95	17, 76						
9.	20.	55, 95	34, 32						
10.	0.	1. 19, 40	48, 93						
10.	10.	1. 38, 05	1. 0, 63	42, 34					
10.	20.	1. 51, 65	1. 9, 36	38, 70					
11.	0.	2. 0, 15	1. 15, 00	53, 06	40, 36				Zunahme
11.	10.	2. 6, 40	1. 19, 11	56, 16	42, 66				
11.	20.	2. 3, 40	1. 18, 00	56, 10	43, 53				

Mitauische

Monatsschrift.

Junius, 1784.

Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Fölkersambisches Diarium.

Ich bin so glücklich gewesen, erst kürzlich aus guter Hand das so seltne, so gut als verlorne teutsche Original des Fölkersambischen Diariums zu erhalten. Bey der Vergleichung dieses in der That wichtigen Tagebuchs mit der Böhmischen lateinischen Uebersetzung ergiebt sichs, daß der gelehrte Geschichtschreiber des olivischen Friedensschlusses dieses schätzbare, für Kurland höchst interessante Dokument weder vorsetzlich verstümmelt und verfälscht, noch ungewissenhaft zerstückt habe. Doch ist seine schöne römische Dolmetschung bey weitem nicht die getreueste Uebertragung des in seiner Art originalmäßigen Urtextes. Vieles ist verschönert, vieles geschwächt, vieles auch allzusehr abgekürzt. Ich hoffe daher allen Liebhabern unserer Landesgeschichte keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich dieses nun so seltne Originaldokument unverfälscht, doch mit der nöthigen

thigen Berichtigung der Sprache und Orthographie, in meiner Monatsschrift abdrucken lasse. Ich werde dieses in der Folge mit noch mehrern handschriftlich vorhandnen seltenen Materialien zu unsrer Geschichte thun, um sie wenigstens auf diese Art von der ihnen nahen Vernichtung zu retten. Das Fölkersambische Diarium muß ich, seiner Länge wegen, in drey Theile trennen: hier ist das erste Drittheil!

"So bald ich in Danzig angekommen war, ließ ich mich bey dem französischen Ambassadeur durch den Ceremonienmeister anmelden, und mir ward die Stunde zwischen neun und zehn Uhr zur ersten Audienz bestimmt. Der Herr Ambassadeur kam mir bis an die Hausthür entgegen und führte mich hinauf in sein Zimmer. Nachdem ich nun den Neujahrswunsch samt den übrigen Komplimenten abgeleget, trug ich ihm vor, weilen hiebevor bey dem zu Lübeck zu zweyenmalen angestellten Traktaten öffentlich konstituiret gewesen, und auch dieses mal von Ihro königl. Majestät befehliget wäre, diesen Traktaten gleichfalls beyzuwohnen und das Interesse meines gnädigsten Für-

sten

sten und Herrn zu beobachten; als zweifele ich nicht, der König in Frankreich würde, gleich wie dazumal Monsieur Chanut, also auch ihm befohlen haben, Seiner Fürstl. Durchlaucht Sachen in Acht zu nehmen. Daher bat ich ihn, die Befreyung und Restitution vor allen Dingen zu befördern, und denn nicht zuzugeben, daß etwas, was zu Sr. Fürstl. Durchlaucht und des ganzen Landes Präjudiz gereichen könnte, vorgenommen und verabschiedet werde. Er bedankte sich mit aller Höflichkeit für die ihm erwiesene Ehre und guten Wunsch, beklagte Sr. Fürstlichen Gnaden gegenwärtigen Zustand; weil aber zu geschehenen Dingen der Rath benommen, so müßte man nur darauf bedacht seyn, wie Ihro Fürstliche Gnaden allerseits förderlichst befreyet und restituiret werden möchten, welches er, so viel an ihm, gern befördern wollte, maßen ihm von seinem Könige sowohl, als auch von dem Kardinal Mazarin hoch anbefohlen wäre, Sr. Fürstlichen Gnaden Interesse, und was dem anhängig, so viel möglich und bey den Schweden zu erhalten seyn möchte, in Acht zu nehmen, und darin alle Beförderung zu thun. Allein die Schwe-

den

den wären sehr hart, und vermeynte der Gesandte, es würde bey solcher Ihro Fürstlichen Gnaden Restitution, von schwedischer Seite zweyerlich erinnert werden, erstlich: ratione supremi & directi dominii, und zweytens: ratione utilis. Das erste hielten sie, daß Kurland ein Feudum von Livland wäre und dahero das dominium & tum ihnen zukäme, weilen sie das ganze Herzogthum Kurland in Besitz erhalten, daß es dahero ihnen zukomme. Hierauf gab ich zur Antwort: was den ersten Punkt betreffe, so wäre zwar nicht ohne, daß Kurland ehemals zu Livland unter einem Herrn, nämlich dem teutschen Herrmeister gehöret, allein da per certa pacta Livland von dem letzten Meister an Polen übergeben worden, hätte der Herrmeister Kurland und Semgallen als ein Herzogthum jure feudi übernommen, und es solchergestalt usque in tertiam generationem ruhesamst besessen, als wäre es kein Feudum von Livland, sondern ein Feudum des Königs und der Republik Polen, die es auch aus ihren Händen nicht lassen würden. Auf den andern Punkt ratione utilis antwortete ich, daß sie nunmehro aus Kurland und Semgallen wiederum vertrie-

ben

ben wären, und außer Mitau und Bauske nichts inne hätten. Davon könnten sie nichts mehr verlangen; zudem hätte ja der Moskowiter das größte Theil von Livland ihnen abgenommen, daß sie auch aus diesem Grunde nichts fordern könnten. Der Herr Legat ließ es dabey bewenden und sagte, daß die Polnischen Herren Kommissarien und beyde königliche Majestäten sich eifrigst des Herzogs und des Herzogthums Kurland annähmen. Er möchte aber demnach gern wissen, von dem Prozeß der Herzoginn; man hätte hier ein Manifest von schwedischer Seite gehabt, worin gar wichtige Ursachen enthalten wären, so, daß auch jedermann solche für hochwichtig erkennete. Darauf gab ich zur Antwort: zwar hätte ich das Manifest noch nicht gesehen, immittelst aber könnte ich wohl gedenken, es würden eben die Ursachen seyn, die Douglas bey Gefangennehmung des Herzogs alsobald dem Herzoge selber dabergesagt; aber der Herzog hätte sie ihm dergestalt beantwortet, wie man pfleget auf gut Teutsch, nämlich, es sollte ihm solche Dinge kein ehrlicher Mann mit Wahrheitsgrunde nachreden, und ob man solches Gerede und Verläum-

dung

dung gleich für Evangelien annähme, und also auf unbewiesene Dinge fort zur Execution schreiten müßte, so, daß Douglas weiter nichts zu sagen gewußt. Nichtsdestoweniger aber, wenn ich das Manifest zu meinen Händen bekommen würde, wollte ich wohl mit Mehrerem darauf antworten, wiewohl offenbare Lügen keines Beantwortens würdig, und jener Gebrauch wäre, wenn sie was ausgerichtet, das ihnen nicht ist zu beantworten, daß sie bald die Schuld auf den legten, der sich über sie mit Fug und Recht zu beschweren hat. Als hiemit das Gespräch geschlossen war, sagte er, wie sein König mit Spanien sich verglichen, und beyde Könige sich verbunden hätten, in der ganzen Christenheit einen Generalfrieden zu stiften, erbot sich nochmals, Ihro Fürstlichen Gnaden Sachen und Befreyung aufs Beste zu beobachten, und mit mir allezeit fleißig darüber zu kommuniciren. Ich nahm damit meinen Abschied, und ward von ihm wieder, bis vor die Thüre, begleitet.

Bey Ihro Königl. Majestät führte mich der Herr Hofschatzmeister Doenhoff zur Audienz. Als ich ins Gemach kam, standen Seine Majestät im Fen-

ster

ster und sahen auf den Markt. Als Sie mich gewahr wurden, traten Sie mir ein Paar Schritte entgegen, boten mir die Hand und hatten Ihr Haupt entblößt. Ich wünschte Sr. Majestät ein glückliches neues Jahr, und da nun die Unterhandlungen durch Gottes Gnade so weit gediehen, als bat ich, Ihro Majestät wollten allergnädigst geruhen, meines armen gefangnen Herrn Befreyung und vollkommne Restitution vor allen zu bewirken, den Herren Kommissarien gnädigst anzubefehlen, und ja nicht zuzugeben, daß irgend etwas zu meines Herrn Präjudiz und des Landes höchstem Nachtheile gereichen und ausschlagen sollte. Ihro Majestät bedankten sich gnädigst für den guten Wunsch, und sagten, gleich wie sie nimmer des guten Herzogs und seiner löblichen Gemahlinn vergessen und sie verlassen wollen, als wollten sie es nun um so weniger thun, sondern die Befreyung und Restitution des Herzoges unabläßig zu betreiben anbefehlen: die Schweden hätten sich zwar vernehmen lassen, Kurland nicht abzustehen; aber wir versichern den Herrn, daß wir Kurland in Ewigkeit nicht werden aus unsern Händen lassen, noch ihnen

übergeben. Er fragte ferner nach dem Herzoge sehr fleißig, und befahl mir an Ihn zu schreiben und Ihro Majestät zu entschuldigen, daß sie an den Herzog nicht geschrieben: wollten lieber dem Herzoge in der That helfen, als mit Komplimenten trösten; und befahl mir zum Herrn Woiwoden von Posen, zu dem Kanzler, wie auch zum Kronmarschall Herrn Lubomirski zu gehen, und mit ihnen von allen des Herzoges Anliegen, zumal diese Herren alle, dem Herzoge wohlwollten, zu kommuniciren.

Den zehnten dieses Monats (December) hatte ich Audienz bey dem Herrn Woiwoden von Posen, als dem vornehmsten polnischen Gesandten, empfahl ihm meines Herrn Sachen und bat, seine Befreyung zu befördern, und beym Fortgange der Unterhandlungen nichts einzugehen, noch zuzugeben, das zum Nachtheile und Präjudiz des Herzoges, seiner fürstlichen Familie Rechten und Gerechtigkeiten, wie auch des ganzen Herzogthums gereichen möchte, mit dem Erbieten, daß solches sowohl der Herzog, als Ritter und Landschaft, sobald sie und das arme Land Gott in bessern Zu-

stand

stand setzen werde, mit dankbarem Gemüth erkennen und verschulden würden. Der Herr Woiwode antwortete, daß Ihro Majestät ihnen allerseits nicht allein meine Person empfohlen, sondern auch ernstlich befohlen hätten, vor allen die Befreyung des Fürsten zu befördern, und wegen Kurland nicht das geringste einzugehen, zu thun oder zu lassen, bis man erstlich mit mir kommuniciret hätte; er erbot sich daher auch, für seine Person in allem, so viel ihm möglich, Sr. Fürstlichen Gnaden, dessen Zustand er herzlich beklagte, treulich zu dienen, und bezeigte, daß er von ganzem Herzen wäre des Fürstl. Hauses getreuer Freund und Diener.

Den eilften war ich beym Litthauischen Herrn Großkanzler, trug ihm nach abgelegten Kurialien dasselbe vor, und erhielt dieselbe gute Antwort. An demselben Tage ließ ein Hochedler und Hochweiser Rath der Stadt durch einen Syndikus mich bewillkommnen, welcher denn des Raths Kondolenz über den betrübten Zustand Sr. Fürstl. Gnaden mit vielen Worten bezeigte, und sich, Denselben alles Gute herzlich anwünschende, zu allen möglichen behülflamen Diensten erbot. Ich bedankte

mich

mich solches ihres Wunsches und freundlichen Beliebens, und erwiederte, daß ich diese Ehre, so sie mir in Regard meines armen gefangenen Herrn erwiesen, an gebührendem Orte höchst würde zu rühmen wissen, bat anbey, ein edler und hochweiser Rath wolle ferner günstig und gewogen verbleiben.

Den zwölften dieses kam der französische Gesandte, Akakia, zu mir, ohngeachtet ich zu ihm geschickt hatte, um zu vernehmen, wenn es ihm gelegen wäre, zu ihm zu kommen. Er aber kam mir zuvor, aus der Ursache, weil ich ihm zu Warschau besucht und er mich vor meiner Abreise wieder komplimentiret hatte. Er verwunderte sich, wie ich es wohl hätte wagen können, ohne Geleitsbriefe anhero zu kommen, vermeynte aber, daß ich daran sehr wohl gethan hätte: denn als er von den schwedischen Kommissarien ein freyes Geleite gesucht, so hätten sie dagegen viele Schwierigkeiten gemacht und vorgegeben, daß nicht sie, sondern der König selbst Geleitsbriefe geben müßte. Darauf habe er gesagt, es bedürfe auch nunmehro nicht, denn ich wäre schon da; welches insonderheit Schlippenbach anfänglich kaum glauben wollen,

len, Graf Magnus aber habe gesagt: ist er da, so ist es gut; ich bin wohl versichert, daß er den Frieden nicht behindern noch wiederrathen wird, will er anders seinen Herrn wieder los haben. Akakia vermeynte, Graf Magnus habe vor allen andern den Herzog sehr beklagt, und gesagt, Douglas hätte mehr gethan, als ihm der König befohlen, und wäre der König dem Herzoge nun auch schon besser gewogen, als vorhin; an seiner Erledigung wäre kein Zweifel. Ich sagte, daß Ihro Majestät beyderseits gnädigst versprochen hätten, daß vor allem, und ehe man zu den Traktaten schreiten würde, der Herzog restituiret werden müße; und solches hätten mir auch die Herren Kommissarien noch gestern zugesagt. Der Legat sagte weiter, es müße dieses und alles andere, was zum Friedensschlusse gehörte, zugleich abgehandelt werden, und er hoffe, daß es geschehen würde. Ich sollte doch nur nicht gleich im Anfange die Befreyung des Herzoges so sehr betreiben, es würde ja doch geschehn. Ob es gleich ein Paar Monate länger währte, so wäre doch wenig damit verloren: hingegen wenn ich so sehr darauf dränge, möchte dadurch

durch leicht ein Aufhalt der Traktaten gemacht und verursachet werden. Ich antwortete darauf, daß es nicht anders seyn könnte, die Befreyung müßte noch vor den Traktaten geschehen, aus der Ursache, weil man wegen des Herzoges gar nichts mit einander zu verhandlen hätte, zumalen da der König nichts auf ihn prätendiren könne, weder einige Auswechselung gleichmäßiger Standespersonen, da er den Herzog ohne alle Ursache gefangen genommen; noch auch einige Ranzion, denn er vorher dem Herrn alles Seinige genommen, auch alle des Herzoges Intraden aus dem ganzen Lande gehoben und dasselbe kahl und blos gemacht habe. So könnte auch der König auf das Herzogthum keine Prätension machen; denn der Adel, wie gern sie auch ihrem Herrn hülfen, würden doch deswegen nimmermehr zur schwedischen Subjektion sich verstehen, ja lieber Leib und Leben lassen, als die Schweden für ihren Herrn erkennen. Darum sey deswegen weiter nichts zu traktiren nöthig. Ferner wäre es auch bey den Münsterschen und Osnabrückschen Traktaten so gebräuchlich gewesen, da man den Churfürsten von Trier auf gleiche Art

hätte

hätte losgeben müßen, ehe man zu den Traktaten geschritten wäre. Was nun da recht gewesen, könnte hier nicht unrecht seyn, denn wäre es den Schweden um den Frieden zu thun, so dürften sie nur den Herzog losgeben, und in den Traktaten fortfahren. Ich bat demnach, der Herr Abgesandte wolle dem Dinge nicht zuwider seyn, sondern die Befreyung bestermaßen befördern; welches er denn auch zusagte. Nach andern Gesprächen mehr, als wegen des ausgegangnen Manifestes und dergleichen, welches alles aufzuzeichnen zu viel und unnöthig wäre, nahm der Gesandte Abschied, und ich begleitete ihn bis auf die Straße vor die Thüre.

Desselbigen Tages Nachmittags besuchte ich den dänischen Gesandten, welcher mich vor der Hausthüre mit aller Ehrerbietung empfieng und in seine Tafelstube führte. Nach abgelegten Komplimenten, beklagte er meines Herrn, und ich hinwiederum seines bedrückten Königes Zustand, und wünschten einer dem andern unsern hohen Prinzipalen bessers Glück, Friede und Freude. Es sagte der Gesandte unter andern, daß ihm sein König hoch anbefohlen, und ausdrücklich in seiner Instruktion

aufge-

aufgegeben hätte, die Restitution meiner gnädigsten Herrschaft zu befördern, welches er auch dem König und der Königinn beygebracht habe. Er zweifle nicht an einem guten Erfolge, zumalen der französische Gesandte sich dessen gegen ihn gleichfalls habe verlauten lassen. Er erzählte mir den ganzen Zustand seines Landes, und wie es bey dem ganzen Kriege mit ihnen hergegangen sey. Er vermeynte, daß der Schwede in Dänemark nicht über viertausend Mann stark wäre: wenn nur die Holländer die teutschen Völker aus Dänen nach Schonen übersetzen wollten, sollte es mit Schweden fast gethan seyn. Er versicherte mich auch festiglich, daß sein König keinen Partikulärfrieden mit Schweden eingehen werde, man möchte davon sagen und schreiben, was man wolle, und wünschte, daß nur Polen sie nicht verlassen möchte. Nach mehrern Gesprächen nahm ich auch endlich meinen Abschied.

Den vierzehnten hatte ich Audienz bey dem Herrn Großkanzler Prasmowsky, welcher noch auf dem Bette lag. Nach abgelegten Kurialien empfahl ich ihm dringendst meines armen gefangenen Herrn

Sache,

Sache, und bat, dessen Erledigung und Restitution baldigst zu bewirken und nichts geschehen zu lassen, was unserm Herrn zum Präjudiz, oder zu gefährlichen Veränderungen ausschlagen dürfte. — Der Herr Kanzler bedankte sich der ihm geschehenen Glückwünschung (Gratulade) und sagte, man sollte das sicher glauben, daß niemand unter den Senatoren wäre, der herzlicher Sr. Fürstl. Gnaden Unglück beklage und so sehnlich die Befreyung wünsche, als er; insonderheit wären Ihro Fürstl. Gnaden dem Könige und der Königinn selber so ins Herz geschrieben, daß Sie nie zusammen kämen, wo Sie nicht immer Ihrer gedächten; und sollte ich versichert seyn, daß die Herren Kommissarien allesammt, wenn sie nur die Präliminarien berichtiget hätten, die Restitution des Fürsten vorerst suchen würden. Er beklagte dabey ihr großes Unglück in der Ukraine, wegen der Kosaken neuen Unruhe, welches alles von der Konföderation der gottlosen Kriegsleute herkäme. Sollte Gott der Herr diese Unruhen stillen, wollten Sie hoffen, auch Livland nicht aufzugeben, es möchte Friede werden, oder nicht. Der Herzog

solle und müße restituirt werden, oder es wäre kein Friede zu hoffen, und würden Sie desfalls mit mir, wenn man zu dem Punkt käme, ferner kommuniciren. Beym Abschiede bat der Herr Großkanzler mich, ihm öfter zuzusprechen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Zu Schwanders Andenken.

Ein fähiger, ein geistreicher und rechtschaffner Sachwalter, der seine Pflicht in dem weitesten Umfange ihres Gebietes kennt und ausübt, ist ein großer Mann; und niemand wird leugnen, daß sein Name Achtung verdient, und daß sein Andenken dem Publikum theuer seyn muß, dem er Dienste geleistet hat.

In dieser Ueberzeugung wagt es hier ein Ungenannter, einem Manne ein Denkmal zu errichten, dessen Verdienst uns ein Recht zu haben scheint, auf ein öffentliches Zeugniß Anspruch machen zu dürfen.

Ein billiges Lob ist das geringe einzige Opfer, das wir dem Genius des guten Mannes bringen können, den das Loos aller Sterblichen unwiederbringlich von uns getrennt hat. Es ist der letzte schuldige Sold, den wir der Asche eines Freundes entrichten: ein nicht zu versagender Lohn, den jeder nützliche Bürger fordern darf, und den man nirgend mit willigerer Hand hinreichen sollte, als in freyen Staaten, in welchen alles auf die Tugend einzelner Glieder, und also vorzüglich auf gute Muster und Nacheiferung ankömmt.

Sigis-

Sigismund Georg Schwander ward 1727 zu Mitau geboren und starb daselbst 1784, nachdem er in seiner Vaterstadt das Amt eines Anwaldes dreyßig Jahre bekleidet hatte. Von dem ersten Augenblicke seiner Bedienung an erwarb er sich Beyfall und Zutrauen, so daß er bald mit Geschäfften überhäuft ward, die er mit Ruhm ausführte, und die ihm Belohnungen erwarben, welche seiner Unbescholtenheit und seinem Eifer angemessen waren. Nie hat vielleicht ein Sachwalter weniger Kunstgriffe gebraucht, sich zu bereichern, und dennoch seine Glücksumstände seinen Wünschtn gemäßer gefunden. Der Ruhm eines redlichen und gewissenhaften Mannes, der dem Rechtschaffnen mehr werth ist, als alle hinfälligen Güter des Lebens, ist in der Bedienung eines Anwaldes das sicherste Mittel, Güter und Ehre zu sammlen. Schwander besaß nicht das Verdienst der Rechtschaffenheit allein: eine vortheilhafte Leibesgestalt, ein edler Anstand, eine lebhafte Einbildungskraft, ein durchdringender Verstand und eigne Talente eines Redners, waren in ihm Gaben der mildthätigen Natur, die sein Fleiß vervollkommnet und mit Künsten

sten der Wohlredenheit vergesellschaftet hatte, ohne daß man ihm vorwerfen könnte daß sie ihm jemals gedient hätten, die Sache desjenigen zu vertreten, auf dessen Seite nicht das Recht stand. Seine Beredsamkeit nützte blos, der Wahrheit neue Stärke und Nachdruck zu geben, welche oft ohne Hülfe derselben Gefahr läuft, von geschmückter Lüge überlistet zu werden. Mit rühmlicher Uneigennützigkeit hat er mehr als einmal verjährte Familienzwistigkeiten geschlichtet und unter bitzigen Widersachern Friede und Freundschaft gestiftet. Tausend verwickelte Rechtshändel hat er geschickt durchdrungen, und aufzuklären gewußt; so daß kein Richter, dem er vorgetragen, kein Klient, dem er vertheidiget hat, ich will mehr sagen, keiner von seinen Mitbürgern ihm den Ruf eines geschickten Advokaten, eines geschickten Gesetzkundigen absprechen wird. Seine rechtlichen Vertheidigungen machten seine Talente selbst außer den Grenzen seines Vaterlandes bekannt; und diese sowohl, als seine Fähigkeiten zu wichtigern öffentlichen Geschäfften, erwarben ihm die Gnade des Königes, welcher ihm zur Belohnung seiner Verdienste den Titel eines Hofrathes

raths zu konferiren geruhete. Seine Liebe zu den spekulativischen Wissenschaften, und den schönen Künsten, kurz, alles dessen, was zur Aufklärung und zur Beförderung des Geschmacks beytragen kann, zeichnete ihn sehr vortheilhaft aus.

Schwander war einer der ersten, welche den rühmlichen Muth besaßen, mit der Entschlossenheit wirksamer Seelen dem gewöhnlichen Gange des rechtlichen Vortrages bey uns eine bessere Richtung zu geben, und vor Gericht die Sprache der gesunden Vernunft einführen zu helfen. Ihm haben wir es auch zum Theil zu verdanken, daß die wahren Grundsätze, die Gesetze zu erklären, und vor den Tribunälen Recht und Unrecht in ihr nöthiges Licht zu setzen, unter den Rechtsgelehrten unserer Nation zu einer Zeit gemeiner worden sind, in welcher noch durch manchen geschmacklosen Vortrag der Tempel der Themis auswärts entweihet wurde. Auch sein Privatleben hat ihn seinen Freunden verehrungswerth und liebenswürdig gemacht. Eine stets heitre Gemüthsart, ein gewisses Gleichgewicht der Leidenschaften, das dem Weisen so anständig ist, und das er zum Theil seiner natürlichen Sorglosigkeit zu verdanken hatte, verließen ihn nie.

Er

Er war in seinem Umgange ohne Zwang, von einem Witze begleitet, der zu schimmern wußte, ohne sich um Beyfall auf Kosten andrer zu bewerben. Sein Herz war den Eindrücken des Mitleidens und der Freundschaft vorzüglich offen, und gegen Beyfall und Ehre empfindlich, ohne des Neides oder der Rache fähig zu seyn. Seine frohe und sorglose Gemüthsart machte die Liebe zu Vergnügungen und zum Aufwande so stark in ihm, das seine Freunde besorgten, seine Einnahme stünde mit seinen Ausgaben nicht in einem wohlgeprüften Verhältnisse. Dieser Zug legt zugleich einen Beweis der Achtung und Liebe ab, in welcher er bey denjenigen stand, um deren Freundschaft er sich verdient gemacht hatte und macht eben so sehr der edlen Einfalt und Gutmüthigkeit seines Charakters Ehre, als denenjenigen, deren liebenswürdige Sorgfalt für sein Wohl nur das Kennzeichen wahrer Freunde seyn konnte.

Ihre Besorgniß war nicht ohne Grund, obgleich Schwander unverehlichet war. Die Liebe zu einem stillen ruhigen Leben hatte ihn verhindert, sein Glück mit einer Gattinn zu theilen; in der Meynung, daß auch die süßeste Ehe Zufällen un-

terwor-

terworfen ist, die nicht von der Hand des Menschen abhängen, und nach höhern Rathschlüßen auch die schönste Reihe der glückseligsten Augenblicke unterbrechen können. Er lebte also allein, und gemächlich ohne überflüßige Geldausgaben. Der vorzüglichste Grund, aus welchem seine Freunde ihm in seinen häuslichen Angelegenheiten durch ihren Rath beystanden, war, weil sie glaubten, daß ein Mann, der statt aller Glücksgüter, nur Fähigkeiten besitzt, auch nur so lange Ehre und Unterstützung finde, als er Dienste leisten kann. Selten ist das Alter der guten Köpfe der glänzenden Rolle angemessen, die sie in der Blüthe ihrer Jahre gespielt haben. Aber von dieser Seite betrachtet, war ihre Furcht ungegründet: die Gönner unsers vortrefflichen Anwaldes ließen dem Verdienste mehr Gerechtigkeit wiederfahren, und viele derselben liessen ihm lange noch Belohnungen genießen, nachdem er aufgehört hatte, ihnen nützlich zu seyn. In den letzten Jahren seines ruhmvollen Lebens diente er blos mit seinem Rathe; seine Gesundheit erlaubte es ihm nicht mehr, auf eine andere Art gemeinnützig zu werden.

Schwan-

Schwander ist nicht mehr, und der Tod, welcher uns ihn geraubt hat, der Tod, welcher alle Beweggründe des Lobes aufhebt, und alle Hindernisse des Tadels hinwegnimmt, der die erste Gleichheit unter den Menschen wieder herstellt und den Staub der Könige mit dem Staube der Knechte vermischt, den Guten, wie den Bösen in gemeinschaftlicher Erde versammlet, und über alle die ersten unpartheyischen Urtheile des großen Haufens hören läßt; der Tod, sage ich, hat izt auch über Schwanders Charakter dem Strafgerichte des Nachruhms ein freyes Feld eröffnet. Wer ihm ein ungünstiges Urtheil fällen will, rede, wer sich über ihn zu beschweren hat, trete auf; und wenn der Neid, wenn die Lust der üblen Nachrede, welche mit andern verderblichen Sitten in das gesellschaftliche Leben eingeschlichen ist, — wenn diese siegen; wenn der Verdruß über seinen Verlust, der Ruf eines redlichen, friedfertigen, treuen Freundes, eines dienstbeflissenen, mildthätigen, vaterlandliebenden Weltbürgers, der Ruf eines schönen Geistes, vor den Beschwerden, die man wider ihn anzubringen hätte, verstum-

verstummen muß; wenn die Schale des Tadels — die Schale des Lobes steigen macht: so stocke jede Zunge, die ferner noch seinen Namen nennt, jeder Federzug verlösche, jedes Denkmal verderbe, das ihn der Nachwelt bekannt machen soll. — Aber nein, stille Thränen, seiner Urne geweiht, sind Bürgen, daß sein Andenken uns werth seyn wird, wenn lange schon die traurigen Ueberreste seines Hierseyns verweht seyn werden.

Gewinnt oder verliert die gründliche Gelehrsamkeit, wenn Recensenten ihre Namen bekennen?

So lange eine Gewohnheit nicht so weit von ihrem Ursprunge entfernt ist, so erscheint sie noch in dem einfachen Gewande, worein diejenigen sie kleideten, die durch Zufall oder durch Vorsatz sie zuerst in die offene Welt einführten. Schnitt, Form, Verzierungen richten sich genau nach der herrschenden Mode des Zeitalters, und man erkennt daraus den Geist, die Denkungsart und die Absichten der Zeitgenossen. Je älter eine solche Gewohnheit wird, um so verstellter wird sie in Beziehung auf die Beschaffenheit zur Zeit ihrer erstern Einführung: die jüngere Welt verlacht die alte Tracht, — sie muß sich umformen; Knaben verachten sie als eine unmodische Matrone, — sie fängt an, zu affektiren: giebt sie fernerhin der Unwissenheit, dem Modesinne, der Neuerungssucht nach, so wird sie zuletzt eine Närrinn, mit der jeder Spaßmacher seine Possen treibt. Ernsthafte und gesetzte Männer bedauern dann das arme gutherzige Geschöpf, und meiden wohl gar vor-

vorsichtig die Straße, wo sie durch den ihr nachziehenden Haufen Pöbels ins Gedränge kommen könnten.

Ich denke hiermit einige Züge zu einem Gemälde entworfen zu haben, welches nicht unkenntlich die Schicksale der Gewohnheit, fremde Produkte der Gelehrsamkeit seinen Zeitgenossen durch öffentliche Anzeigen bekannt zu machen, darstellen könnte.

Wir segnen noch das Andenken der Männer, die zuerst in Teutschland eine Anstalt eröffneten, nach welcher den Schriften der gelehrten Zeitgenossen auf eine ähnliche Weise Denkmale gesetzt wurden, als man von jeher die Thaten der Krieger und Volksbeherrscher auszuzeichnen, zu belohnen und zu verewigen suchte. Es scheint auch, daß sie es eben so rühmlich gehalten haben, das Gebiet der Wahrheit erweitern zu helfen, und Genies für Künste und Wissenschaften auszubilden, als es preiswürdig geachtet wird, Feinde zu besiegen und Länder zu erobern. Sie ehrten daher, gleich den Staatsbeherrschern, die Veteranen des gelehrten Heeres, und munterten die Tironen zum Diensteifer auf. Der

Muth

Muth wird verdoppelt, die Siege werden glänzender, und die Eroberungen werden größer, wenn Heerführer so den Geist ihrer Streiter zu einerley Thaten anzufeuern wissen.

Diese meine Vergleichung der Gelehrten mit Kriegern ist nicht neu, ihre Aehnlichkeit war vielmehr der Grund, warum die Römer eine zwiefache Militia zum Dienste des Staates anwarben, derer eine sie sagata, die andere togata nannten. Daher rührte auch die Uebereinstimmung ihrer Gerechtsame, Immunitäten, und verschiedener besonderer Vorzüge, die der Römer so genau zusammenzupassen wußte, daß ich mich nicht wenig vergnüge, in der gesetzlichen Zusammenstellung dieser beyden Arten von Kriegern, so viel richtiges und wahres zu finden; ja ich beschäfftige mich gern damit, noch mehrere Gleichheit aufzusuchen. Je größer ich aber bey fortgesetzter Vergleichung diese Aehnlichkeit finde um so mehr muß ich mich wundern, daß man die Folgen daraus zu ziehen und auf den heutig gelehrten Staat anzuwenden, schon seit geraumer Zeit so sehr vernachläßigt hat, und ich gerathe auf mancherley Tadel, dessen sich die

gegen-

gegenwärtige gelehrte Milizverfassung schuldig macht. Lauter Officiere, lauter Befehlshaber sehe ich, eher einer zu finden ist, der es für rühmlich oder doch wenigstens für pflichtmäßig hielte, das Gewehr zu schultern; thut es ja noch einer, so ists ein armer Tropf, der lieber hätte gar zu Hause bleiben sollen. Alles drängt sich zum Kommandostabe, und es entsteht daher ein verwirrtes Getümmel, in welchem keine Glieder, keine Rangordnung mehr zu finden ist. Kommt es nun gar zur Bestimmung der Verdienste eines jeden einzelnen Mannes, und zur Anweisung des von ihm einzunehmenden Platzes — das von Recensenten an sich gerissene Vorrecht — so ist es unmöglich, dem Unwesen länger zuzusehen, ohne sich zu entrüsten, und Spieß und Lanze und Schild von sich zu werfen.

So tumultuarisch wurden nicht die Verdienste gelehrter Mitbürger von denen bestimmt, die zuerst die Censur einführten; es waren Männer, die in Kenntnissen und Wissenschaften sich in ihrem Vaterlande allgemein anerkannte Verdienste erworben hatten, deren Ruhm sich weit über die Grenzen Teutschlands verbreitete, Männer, die ein Otto

Men-

Menke an seiner Seite zu haben sich nicht schämen durfte. Es drängten sich aber bald verdienstlose Leute zum gelehrten Richterstuhle, die bey der angemaßten Würde so stolz und übermüthig waren, daß sie die Grundgesetze bey Verwaltung des gelehrten Richteramts, welche strenge Unpartheylichkeit in Erzählung des gelehrten Beytrags, genaue Anzeige deß, was geleistet worden, Bestimmung des wahren Werths des Geleisteten in Vergleichung mit dem, was schon von den Vorgängern vorgearbeitet war, Bescheidenheit im Vortrage eigener Meynungen und Sittsamkeit in Ausdrücken, als Hauptpflichten eines Recensenten fordern, ganz aus den Augen setzten, und dagegen einen Ton der Kritik aufnahmen, den ein feines Ohr nicht zu ertragen vermag. Man versuche nur den Zeitraum von Klotzen, bis auf die neuesten wöchentlichen Anzeigen — einige Ausnahmen lasse ich gern statt finden, — zu durchlaufen, so wird man schwerlich vor dem Haufen Pöbels, der die alte stattliche Dame bis zu den Trödelbuden herabgewürdigt hat, sich durchdrängen können, ohne auf Gassenstreicher zu stoßen. Dieser Unfug ist bis auf den heutigen Tag größtentheils

theils von verlarvten Leuten betrieben werden, die sich unter der Maske jede Ungezogenheit erlauben; und es kann niemand den Namen derjenigen nennen, von dem ihm so übel mitgespielt worden, noch weniger aber es wagen, die bösen Rotten zu Paaren zu treiben, um ihnen Gesetze, Ordnung und Unterwürfigkeit vorzuhalten.

Man nehme einmal von der geharnischten Miliz diese Unterwürfigkeit, diese strenge Ordnung weg, wird dann noch ein Heer, auf welches Ruhe und Sicherheit des Vaterlandes sich stützen kann, wohl dankbar seyn? Man lasse die gelehrte Miliz in so vielfache Rotten sich vertheilen, daß jede, getrennt vom gesellschaftlichen Bande, ihrer eigene Straße geht, wird dann noch das Wohl des Gelehrtenstaats befördern werden können?

Ich glaube darthun zu können, daß in keiner Zeit der gründlichen Gelehrsamkeit mehr Nachtheil erwachsen ist, als ohngefähr seit vierundzwanzig Jahren, da es Mode ward, daß, ich möchte fast sagen jede Stadt, doch gewiß jeder kleine Distrikt Teutschlands seine eigene Recensionsanstalt zusammen rottete, und dabey so versteckt und vermummt zu Werke

gieng

gieng, daß man in Wahrheit nicht weiß, ob wirklich Gelehrte, oder aus mancherley Weltgegenden herzugewanderte Lehrlinge sich unter einander verschworen haben, die Produkte der Gelehrsamkeit zu beurtheilen, und jedem Autor seine Verdienste zu bestimmen.

Ehe ich die Gründe meiner Behauptung selbst vorlegen kann, ist es nohtwendig, mich über den Ausdruck, gründliche Gelehrsamkeit zu erklären, und darnach den streitigen Punkt festzustellen.

Im gelehrten Staate heißt nicht ein jeder, der studiret hat, ein Gelehrter, auch nicht der, der höchstens eine Wissenschaft, nach seiner Bedürfniß oder eingeschränkten Neigung erlernt hat. Hat er sich in der einen Wissenschaft besondere Stärke erworben, so heißt er dann nur ein guter Historiker, ein guter Civilist, ein guter Linguist u. s. w. so wenig man einen guten Blumisten schon einen Gärtner nennt. Ein Gelehrter seyn, will in Wahrheit mehr sagen. Ich verstehe darunter gerade nicht einen Polyhistor, einen Groot, einen Konring u. a. sondern einen Mann, der sich die Wissenschaften so eigen gemacht hat, daß er das schwe-

sterliche Band aller Wissenschaften zu lösen und wieder zu knüpfen weiß, oder, mich eines andern Bildes zu bedienen, mit allen Regionen des großen Feldes der Gelehrsamkeit so bekannt ist, daß er für sich nirgends ein Labyrinth findet; wenigstens führt er den ariadneischen Faden immer mit sich. Bloße historische oder geographische Kenntniß des Gebiets der Gelehrsamkeit macht auch noch nicht den Gelehrten, von dem ich hier rede, sondern höchstens einen Litterator, der ein Mann mit treuem Gedächtnisse, aber ohne Scharfsinn, ohne philosophischen Beobachtungsgeist seyn kann. Der Gelehrte muß jede Stärke des Geistes in besonderm Grade besitzen, treues Gedächtniß neben Scharfsinn, ausgebreitete Kenntnisse neben philosophischer Uebersicht. In ihm müßen sich alle die Kenntnisse koncentriren, die auf einander Beziehung haben, so daß die eine ihm Licht giebt, wenn die andere Grund darreicht, die eine ihm Ueberzeugung einflößt, wenn die andere den Reichthum seiner Erkenntniß vermehrt. Ihm blühet in dem großen Wahrheitsgefilde jedes Gewächs und bringt ihm Frucht; findet er es ja noch irgendwo öde, schnell

dauet er es an, und ärndtet alsdann da, wo bisher Dornen wuchsen.

Ein Gelehrter von der eben beschriebenen Art, ist eben der, den man einen gründlichen Gelehrten nennt, und es scheint der Zusatz gründlich nur blos ein Erklärungsausdruck, aber keine Unterscheidungsbenennung zu seyn, es müßte denn Mode seyn, jemanden einen Gelehrten zu nennen, der keine gründliche Kenntniß der Wissenschaften besitzt. Und so scheints wirklich im Gebrauche zu seyn. Es kann ein bloßes historisches Gepränge bey der Bekanntschaft mit mehrerer Wissenschaften Geschichtskunde, ihrer zusammenfließenden Erweiterungsperioden, und ihrer übereinstimmenden oder entgegengesetzten Revolutionen einen Mann als Gelehrten auszeichnen; er wird aber blos dieses Schmucks wegen nicht ein gründlich Gelehrter genannt. Beydes, historische Uebersicht, mit tiefdringender philosophischer Einsicht, muß in einem Manne vereinigt seyn, wenn er auf den Namen eines gründlich Gelehrten Anspruch machen will. Nehmt ihm z. E. historische Uebersicht, so nehmt ihr ihm die Materialien; nehmt ihm philosophische

Ein-

Einsicht, so nehmt ihr ihm die Instrumente, womit jene Materialien bearbeitet werden sollten. Gebt ihm beydes, was werdet ihr dann nicht alles von ihm zu erwarten haben; wie ein geschickter Baumeister, der jeden Stein, jeden Nagel, jede Klammer aufs Beste zu ordnen weiß, um ein Gebäude mit Festigkeit und Schönheit darzustellen.

Man lasse so einen Mann über fremde Produkte des gelehrten Fleißes, wie den geschickten Baumeister über Materialien oder einzeln zum großen Gebäude gehörige Bausticke urtheilen, werdet ihr ihm nicht in seinem Urtheile trauen? Fraget dagegen den Pfuscher, so wird ihm entweder aus Unverstand alles recht seyn, was ihm zum Bau vorgelegt wird, oder er wird vielleicht alles tadeln, um sich das Ansehen eines außerordentlichen Kunstverständigen zu geben; aber zuletzt geht es doch auf ein unförmliches und unhaltbares Gebäude hinaus.

Lasset uns gleich die Anwendung auf Recensenten machen. Sind sie gründliche Gelehrte, so werden sie, wie geschickte Baumeister, jeglichem Material in der Verbindung seinen Werth bestimmen, nicht leicht etwas wegwerfen, indem es vielleicht

leicht wenigstens zum Verzwicken brauchbar seyn dürfte; hat er sich dann einmal festes Vertrauen erworben, so wird ein entscheidendes Wort zureichend seyn, das Material zu würdigen, und die Arbeiter in nutzbare Thätigkeit zu setzen. Sind sie aber Leute, die weder Risse zu entwerfen, noch vorgelegte Plane auszuführen im Stande sind, Pfuscher unter den Baumeistern, was werdet ihr dann für ein Gebäude zu hoffen haben? Ihr werdet betrogen seyn, wenn sie eine Zeitlang geschickt die Maske getragen haben, unter welcher sie Unwissenheit und Unverstand zu verbergen wußten.

Recensionen, wenn sie so abgefaßt sind, als sie seyn sollten, sind doch immer ein nützlicher Beytrag zur Gelehrsamkeit dessen, der nicht jedes Buch selbst lesen, und die Brauchbarkeit desselben prüfen kann; von wem werdet ihr nun diesen schicklichen Beytrag erwarten können? Vergleichet zwey solche Urtheile über ein und dasselbe gelehrte Produkt, welch ein Unterschied! Jener tritt mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit, mit Scharfsinn, mit Wahrheitsliebe, mit edler Bescheidenheit, die durch Vergleichung seiner erlangten Kenntnisse mit den

noch

noch zu erlangenden genährt wird, mit gerechter Schonung seines Nächsten hervor, wenn dieser prahlerische Selbstgenügsamkeit, unwissende Tadelsucht, oder abgeschmackte Anpreisung daher rauschen läßt.

Die Frage, wer von diesen zur Ausbreitung gründlicher Gelehrsamkeit beytrage? würde also wohl nicht schwer zu beantworten seyn; aber, ob mehr Vortheil gestiftet werde, wenn Recensenten sich nennen, oder unter der Larve sich versteckt halten, und ob nicht gar in diesem Falle der Gelehrsamkeit ein Schade entstehe? das ist eine Frage, die vielleicht manchem geringfügig scheinen dürfte. Ich halte sie dagegen für eine der wichtigsten Fragen, die zur Verbesserung unserer heutigen Litteratur, zur Ausbreitung gründlicher Gelehrsamkeit und zur Verhütung vieles Schadens, an dem mancher unserer Zeitgenossen erkrankt, nicht andringlich genug gemacht werden kann, und von deren Entscheidung und Anwendung ein vorzüglicher Theil des Wohls unserer Gelehrtenrepublik abhängt.

Nur

Nur einen Hauptzweck, aber verschiedene Nebenzwecke, glaube ich anzeigen zu können.

Jener ist wohl kein anderer, als die für alle Freunde der neuen Litteratur so ersprießliche Absicht, bey jeder neuen Schrift zu zeigen, wie weit man in gegenwärtigen Zeiten in der Bearbeitung einer Wissenschaft oder ihrer einzelnen Theile gekommen sey, und was nun die vorhabende Schrift dazu beytrage, ob sie zum Stillestande gehöre, oder vorwärts laufe, oder vielleicht gar wieder rückwärts führe. Ein neues Buch sollte doch wohl nicht seines Papiers und Drucks wegen neu heißen, sondern seines Inhalts wegen in die Klasse der neuern Schriften gesetzt zu werden verdienen, und der, der es anzeigt und beurtheilt, müßte bestimmen, in wie weit das neue Buch entweder das einzige in seiner Art sey, oder nur das ergänze, was Vorgänger unvollendet gelassen, oder verjährte Irrthümer berichtige. Werden diese Fragen nicht befriedigt, so unterhält man, oder reizt wohl nur unsere Neugierde, aber weit gefehlt, daß man unsere Wißbegierde befriedigen sollte. Diese Wißbegierde des gelehrten Publikums, welches nicht

überall

überall gleich nahe an den Quellen der Weisheit wohnt, zu befriedigen, war daher auch die erste Absicht der Stiftung, Bücher zu recensiren. So lange man sich in den Schranken dieser heilsamen Stiftung erhielt, wurde wirklich richtiger Geschmack an wahrer Gelehrsamkeit verbreitet und das Studium derselben einem jeden Lehrbegierigen erleichtert. Seitdem aber die sogenannten Journale, Kritiken, Wochenblätter, Bibliotheken u. s. w. von Leuten zusammengestoppelt werden, die dem Hunger nachgehen und sich von Brosamen nähren, die von der Autoren Tische fallen, so ist die alte edle Absicht ganz verrückt, die Recensionsanstalten sind öffentliche Plätze geworden, wo man jeden gelehrten Auswurf begierig sammlet, und eben dadurch viele verleitet, Schriftsteller zu werden, die nur Handlanger oder höchstens Zuschauer beym Baue der Gelehrsamkeit seyn sollten, und wieder anderen, die sich als neugierige Zuschauer einfinden, den Kopf so verrückt, daß sie am Ende nicht mehr wissen, wo sie zu Hause gehören. Es ist doppelt sündlich, sich auf Kosten anderer eine Maske zu machen, unter derselben einen Gelehrten zu spielen, der die Welt

zu lehren und zu bessern sucht, und noch selbst dem zu schaden, der die Kosten zur Maske hergeben mußte.

Es muß doch wohl, besonders bey der gegenwärtigen Menge von Büchern, die in zwoen Messen des Jahres herauskommen, einem jeden Freunde der Gelehrsamkeit damit sehr gedient seyn, wenn ein verdienter Gelehrter, den man gern für den Richter fremder Einsichten anerkennt, vor ihm mit unverdorbnem Auge ein Buch gelesen hat, dann einen Auszug aller Haupttheile desselben vorlegt, den Plan der Abhandlung mit Geschicklichkeit abzeichnet, und das vorzügliche, was er als ein gründlicher Kenner der Wissenschaft bemerkt hat, mit edler Redlichkeit bestimmt, und ihn dadurch der Mühe überhebt, eben so viel Zeit und Kräfte auf die Lesung desselben Buchs zu verwenden. Einen solchen Mann stellt man sich mit Recht als seinen Wohlthäter, als seinen Freund vor, ein warmer Dank fließt zum Herzen, den man gern ausströmen lassen würde, wenn es nicht seit einiger Zeit Mode geworden wäre, daß der würdige Gelehrte sich zugleich mit dem unwürdigen Schwätzer verhüllt. Nur

der-

derjenige Leſer einer Kritik, der Scharfſichtigkeit genug beſitzt, die Larven zu erkennen, weiß den rechten Mann zu treffen.

Ich weiß in Wahrheit nicht zu beſtimmen, wer mehr für die gegenwärtige Welt lehrt und ſchreibt, ein gründlicher Schriftſteller, oder ein gründlich-gelehrter Recenſent. Beyde nutzen in ihrer Art, ſie belehren das gleichzeitige Publikum; nur in Anſehung der Dauer der Schrift findet ſich der Unterſchied, daß doch die beſte Recenſion viel eher den Weg alles Fleiſches geht, als ein ſchlechtes Buch. Wird aber jener wichtige Zweck einer Recenſion verfehlt, ſo iſt ihre Dauer ein Ephemernleben, und ihr Nutzen dem ähnlich, den der Tiroler von dem Ueberfluſſe dieſer Geſchöpfe zieht, — er führt ſie mit Schiebkarren auf die Felder. Miſchen ſich gar Leidenſchaften in die Feder des Recenſenten, ſo verblendet er den neugierigen Leſer, und führt den ſchwachen auf Abwege, die ihn nur in Schaden ſtürzen. Wißbegierde darf nur einen ruhigen Führer haben, von dem jede Leidenſchaft entfernt iſt; denn dieſe theilt ſich immer eher mit, als Unterweiſung. Der Mann, der mit Sitte und Anſtand,

mit ruhiger Ueberzeugung, mit bescheidener Bedenklichkeit seine Neigung bey der Beurtheilung eines Buchs vorlegt, des Lesers eigener Entscheidung, oder Prüfung auch einmal etwas überläßt, durch den Ton, es scheint mir, ich denke u. s. w. uns auf Gebrauch eigener Kräfte im urtheilen aufmerksam macht, ist uns eben so gefällig, als nützlich. Durch so eine Kritik wird schleunigst eine meiner angelegentlichsten Betrachtungen berichtigt, Zweifel, die sich um meine Seele gelagert hatten, werden verjagt, und vielleicht eine gern genährte eigene Meynung zum Irrthum umgeschaffen, die ich dann willig gegen die Wahrheit vertauschte, und dadurch die Summe meiner festen Ueberzeugungen vermehre. So wird durch eine gesittete Recension das kleine Feldchen meiner Einsichten durch einen feuchten Regen erquickt, wenn es ein andermal durch ein auf jede Sekte mir lehrreich gewordenes Buch wie durch einen Wolkenbruch zur Fruchtbarkeit getrieben wird. Habt Dank, ihr Väter des Volks, die ihr, lange nach Wiederherstellung der Wissenschaften, zuerst die Bahn öffnetet, auf welcher jeder wißbegierige schneller als vorzeiten seine Kenntnisse erweitern kann, die ihr zuerst

lehr-

lehrtet, wie man dem Publikum einen einzigen Gesichtspunkt öffnen kann, aus welchem viele auf einmal ein gelehrtes Produkt übersehen; habt Dank, ihr jetzigen Lehrer des Volks, die ihr euren Zeitgenossen mit euren Einsichten und mit euren Fleiße vorzuarbeiten sucht: aber ihr Witzlinge, ihr Afterredner, ihr Schwätzer, ihr Zänker von Recensenten! — zum Sysiphus.

Ich komme nun auf die Nebenzwecke des Recensirens, deren es in unserer heutigen gelehrten Republik sehr viele giebt. Nur die auffallendsten will ich ausheben: denn wer kann alle die nennen, die dieser oder jener unbenannte und wohl gar schlechtdenkende im Schilde führt.

Zuerst nehme ich die Absicht, die dem Gelehrten so höchst nöthige Bücherkenntniß zu erleichtern. Ein Gelehrter ohne Bücher ist ein Reuter ohne Pferd; er muß langsam zu Fuße gehen, wo er eilen sollte, muß in vielen Herbergen einkehren, worinn er kein Nachtlager findet. Müde, entkräftet, bleibt er bald hier, bald dort auf dem langen Wege stehen, und stirbt vor Alter, ehe er in seine Heimath kömmt. Man nehme dem besten philosophischen Kopfe seine Bücher,

er

wird dann über Dinge spekuliren, die schon längst ausgemacht sind; er wird sich da wohl für einen Erfinder halten, wo die Kunst schon alt geworden, oder da noch auf Hypothesen sinnen, wo schon andere vor ihm Gewißheit festgestellt haben. Man gebe ihm aber die vorzüglichen Werke seiner Vorgänger und Zeitgenossen, so wird er die angefangenen Felder weiter bearbeiten, da Gebäude aufrichten, wo noch Plätze leer waren, hier urbarmachen, wohin noch keine Pflugschaar gekommen war, dort ärndten, wo andere gesäet haben. Es ist offenbar eine große Zeitverschwendung, wenn mehrere mit gleichen Kenntnissen dasselbe Buch lesen, um zu erfahren, ob es diese Kenntnisse erweitere, da es doch statt aller nur einer hätte lesen dürfen, der geschickt und redlich genug war, richtig darüber zu urtheilen. Wie viel Zeit gewinnen die übrigen, und wie viel Kräfte ersparen sie, wenn sie schon ein Urtheil fassen können, welches sie erst hätten mit Mühe suchen müssen. Wenn ein bloßes Titelverzeichniß, ein Messe oder Buchhändlerkatalog Nachricht giebt, welche neue Bücher der literarische Kaufmann zu Markt gebracht hat, so lehren gründliche Recensionen

die neuere Beschaffenheit und den wahren Werth der Waaren kennen, sie befriedigen die Wißbegierde zugleich indem sie selbige reizen, sie warnen uns vor schlechten Waaren, und preisen uns die wünschenswerthen an, sie schonen unsere Zeit und sparen unser Geld. Kann so etwas von Afterrecensenten, die in großen Heeren die kleine Schaar würdiger Kritiker theils verdrängen, theils überschreyen, wohl erwartet werden?

Ein anderer Nebenzweck ist, den Reichthum der wissenschaftlichen Produkte einer Nation bekannt zu machen. Wenn ich mir z. B. ein französisches Journal halte, so will ich daraus lernen, wie viel neue Beyträge das große Reich der Gelehrsamkeit von dortaus erhalten hat, wie weit der Franzose in dem gekommen ist, was wir Teutsche uns schon zu eigen gemacht haben, wie das teutsche Produkt auf französischem Boden gedihen, wie das fremde Produckt angebauet sey, um darnach Versuche zu machen, dasselbe auf teutschen Boden zu verpflanzen, u. s. w. Wenn ich nun von dem allen mit Genauigkeit, Vollständigkeit und Gründlichkeit unterrichtet worden bin, so versuche ich die

fremde

Nahrung, würze meine vaterländischen Speisen, freue mich freylich über die unerwarteten Geschenke, und danke dem Menschenfreunde, der über vaterländischen Grenzen hinaus für mich Segen baut. Ob wir wohl, ohne in Schande zu bestehen, unsere teutsche Journäle dem Franzosen entgegen geben könnten? Ich fürchte, er möchte unsere meisten Lesereyen dieser Art, als Geschwätz finden, aus dem er für sich nichts zu nehmen hat. Doch ich rede lieber von dem Nationalen, dem eine richtige Kenntniß des Reichthums gelehrter Produkte Teutschlands höchst schätzbar seyn muß. Er webt aus ihr eine Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Thätigkeit. Jede Leipziger Messe macht ihm eine feyerliche Epoke, von deren Getümmel er sich allmälich erholt, wenn er in Recensionen die Thaten einzelner Gelehrten entziffert sieht. Jede neue Revolution unsers Wissen, jedes Steigen und Fallen ist ihm Verlängerung, oder Verkürzung seines Geschichtsfadens, und er ändert darnach Form und Gestalt seines Gewebes. Will er einmal Vergleichungen unter den Schätzen seiner Nation mit den Schätzen der Fremden anstellen, so sind ihm die

bündi-

bündigen Urtheile seiner Nebenmänner sichere Leitfaden, an welchen er sich auf seiner Wanderschaft eben so gut in ein fremdes Gebiet hineinziehen, als auf teutschem Boden erhalten kann.

Noch ein anderer Nebenzweck des Recensirens ist, ein Archiv der Gelehrsamkeit für die Nachwelt zu errichten. In diesem Betrachte sollte jeder Recensent ein guter Archivar und geschickter Registrator seyn, um alle Urkunden des menschlichen Wissens, die einer Aufbewahrung werth sind, richtig zu beurtheilen, an den schicklichsten Ort zu legen, für die Nachkommen zu bezeichnen und zum bequemen Gebrauch zu ordnen. Nur Männer, die eine ausführliche Kenntniß der gelehrten Geschäftsverwaltung, Ordnung und Brauchbarkeit niedergelegter Akten lieben, sollten diese geheimen Archivare des Gelehrtenstaats seyn. Dieses Archiv im Stande zu erhalten, erfordert wirklich eine eigene durch langes Studieren erworbene Wissenschaft, die es wohl verdiente, daß, da heutzutage über wer weiß was öffentlicher Unterricht gegeben wird, ihr besondere Vorlesungen gewidmet würden; wenigstens sind hierin doch wohl ähnliche Handgriffe zu

lehren

lehren und zu lernen, als in der Transchirkunst, die noch bis jetzt auf teutschen Universitäten öffentlich gelehret wird. Hätte ich das Recht, so etwas zu stiften, so sollte mir keiner in die Recensentenzunft aufgenommen werden, der nicht vorher Zeugnisse aufgewiesen hätte, daß er von einem geübten Archivar den nöthigen Unterricht erhalten habe. Dann bin ich gewiß, es würden unsere heutigen gelehrten Archive nicht so verwirrten Kram enthalten, und es würden nicht Ignoranten sich in dieselben einschleichen, die auf breiten Schultern alle Papierschnitzel so vieler müßigen Skribenten zusammenschleppen, und darüber die verdienstlichsten Werke redlichgesinnter Männer auf dem Wege liegen lassen, so daß man wohl jetzt schwerlich mehr aus unsern neuern Akten den Geist des Jahrhunderts, Decenniums, oder wie es jetzt Mode wird, Quinquenniums, — bald wird gar kein Abschnitt mehr gemacht werden können — wird aufsuchen dürfen. Wie wird sich einmal unsere Nachwelt — denn noch mehr verschlimmern kann sie sich wohl nicht, — wundern, daß wir so thörige Haushalter gewesen sind, und zu dem hellen Lichte unserer er-

erbten Kenntniſſe ſo viel Schatten gemiſcht, zu dem reinern Getreide ſo viele Spreu geſchüttet haben?

Der letztere Nebenzweck des Recenſirens, den ich noch anzuzeigen habe, zielt eigentlich auf den Autor, und iſt der, ihn aus Irrthümern zu reiſſen, und vor neuen Fehlern zu warnen. In dieſem Betracht erſcheint mir der Recenſent als ein gutmüthiger Arzt, der ungerufen, blos aus Menſchenliebe, zum eingebildeten Geſünden geht, zu ihm ſpricht: Freund! du biſt krank, hier iſt Hülfe für dich. Wer wird dem redlichen Manne nicht danken, der mit wohlthätigem Herzen Geſundheit und Leben dem wiederſchenkt, der ſchon am Rande des Grabes war, und die Gefahr nicht merkte. So iſts ja immer mit den Irrthümern, dieſen ſchleichenden Fiebern der Seele; ſie werden nicht eher fühlbar, als bis das ganze Erkenntnißſyſtem durch ſie zerrüttet worden iſt. Niemand iſt vor ſolcher Anſteckung ſicher; und wenn der Autor noch zu rechter Zeit gewarnt wird, kann er dann nicht ſich gegen üble Folgen ſichern? Der Recenſent, der ſo dem Autor die gefährlichen Symptome einer verſteckten Krankheit anzeigt, belehrt zugleich jeden

Leſer

Leser seiner Recension, wie er sich vor ähnlichen Uebeln zu verwahren habe; er muntert den zu bescheidenen, kleinmüthigen Autor auf, wenn er den stolzen ungezähmten Vielwisser demüthigt, er beschneidet dem die Flügel, der ohne Kraft zu den Aeronauten emporstrebte, und unterstützt den im Streben, der um die höhere Region sich verdient gemacht hat. Wie sehr unterscheidet sich aber heut zu Tage der Recensirten von der ehemaligen belehrenden liebreichen Sprache des Kritikers? Jetzt heißts -- der elende Autor — ist ein Stümper — hätte bedenken sollen, — wie falsch es ist — unsere richtigere Meynung, — oder wie es in dem schönen Recensentenvokabularium weiter heißt. Solche Ausdrücke sind Schläge ins Gesicht, die auch der schwächste nicht erträgt, ohne jeder seiner Leidenschaften den freyen Lauf zu verstatten; und dann ist er ja weder belehrt, noch gebessert.

Wenn ich nun das, was ich bisher vom Zwecke und den Nebenzwecken des Recensirens gesagt habe, zusammennehme, und darnach die erforderlichen Eigenschaften eines Recensenten bestimmen sollte, so glaube ich, man könnte nur solchen Männern dieß

für

für die Ausbreitung wahrer Gelehrsamkeit so wichtige Amt anvertrauen, die sich als gründliche Gelehrte vor aller Welt ausgezeichnet haben. Nur solche sollten die Archivare des gelehrten Staats, die Bibliothekare zum Dienste der Zeitgenossen, und die an fremde gelehrte Staaten akkreditirten Abgesandten seyn. Aber dazu werden besondere Vorzüge von Seiten des Genies sowohl, als von Seiten des Herzens erfordert. In Ansehung jener müßte in ihm mit ausgebreiteten historischen Kenntnissen der gesammten Literatur eine tiefe philosophische Einsicht verbunden seyn; er muß eben so schnell jede Neuerung in dem Betriebe der Gelehrsamkeit bemerken, als er sie treffend zu beurtheilen weiß, er muß, wie der Feldherr vor der Heeresspitze, jeden Fehler sehen und rügen. Es ist in aller Absicht ein sehr schwieriges Geschäfft, eine gründliche Recension zu verfertigen, welches besonders darinn sichtbar ist, daß der Beurtheiler eines wissenschaftlichen Buchs bald das fremde System aus ihm selbst beurtheilen, bald mit seinem eigenen Systeme, bald mit den Systemen anderer vergleichen, nie einzelne Sätze, die ihm blos auffallend schienen,

aus

aus dem Zusammenhange nehmen, und so nach eigenen Meynungen beleuchten darf, daß er sich mit der vom Verfasser angenommenen Kunstsprache und deren verschiedenen willkührlichen Bedeutungen genau bekannt machen, kurz, daß er den Verfasser, wenn er geirret, aus desselben eigenem Systeme widerlegen, und dann mit ausgesuchten kurzen Gründen belehren, bey dem allen aber zugleich als ein weitumschauender Litterator alles, was Vorwelt und Zeitwelt bereits ähnliches geleistet haben, mit einem Blick umfassen, und für die Leser seiner Anzeigen einleuchtend darstellen muß. Wenn ein vorgefaßtes Urtheil des Recensenten die Regel wird, nach welcher er das Verdienst oder Nichtverdienst seines Autors abmessen will, so ist er immer auf dem Wege, mehr Irrthümer zu begehen und bey andern zu veranlassen, als dem beurtheilten Autor selbst nicht zu Schulden kommen kann. Aber auch von der Seite des Herzens muß er ein redlicher, liebevoller Mann seyn, dem es immer darum zu thun ist, das Gute und Wahre in der Welt zu verbreiten. Ein Mann, den Wissenschaften und Sitten gebildet haben, der entfernt von Eigenliebe

selbst-

selbstbegangene Fehler einsieht und gern bekennt, der nur von Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit neben Bescheidenheit im Urtheilen geleitet wird, der so viel Selbstverleugnung besitzt, daß er den andern, der höher steht als er, gern über sich erkennt, der mit Sanftmuth und Liebe den strauchelnden Wahrheitsforscher leitet und ihn dienstfertig einen sicherern Weg führt; — nur so ein Mann sollte Recensent seyn. Es ist schändlich, wie seit ohngefähr vierundzwanzig Jahren, das ist, seitdem Klotz den Ton angab, die neuere Litteratur gemißhandelt wird: jeder wirft sich zum kompetenten Richter auf, der kaum den ersten Vorschmack gelehrter Kenntnisse erhalten hat, Jünglinge, die kaum den ersten Schritt auf der Bahn zur Weisheit gemacht haben, wollen Führer seyn auf Wegen, die sie selbst nicht kennen, wollen Lehrer dem seyn, von dem sie selbst noch zu lernen hätten; darneben treibt sie eine Geniesucht zu Thorheiten, die schon oft bey einem gesitteten Publikum einen Abscheu vor den Händeln der Gelehrten und ihren Werke selbst gewirkt haben. Seitdem nun gar das Recensiren ein elender Erwerb der Buchhändler und ihrer Gesellen, der alezeit

lezeit fertigen Journalschreiber geworden ist, ist auch nun gar nichts mehr von dem zu erwarten, wozu anfänglich Recensionsanstalten errichtet waren, und der Autor, dem es um Erweiterung seiner eigenen sowohl, als anderer Kenntnisse zu thun war, muß vorsichtig dem rohen Haufen auszuweichen suchen, der rasend von Gasse zu Gasse zieht.

Ob wohl die gründlichen Gelehrten, die als ein kleiner Haufe unter der großen Menge Pöbels von Recensenten versteckt sind, Schaden davon haben, wenn sie vor dem großen wahrheitliebenden Publikum ihre Namen bekennen? dieß würde noch eine vorläufig zu beantwortende Frage seyn, ehe ich zur Entscheidung unserer Hauptfrage übergehe.

Sollte die Ursache, weswegen seit Klotzens Zeiten, die Recensenten ihre Namen verschwiegen haben, wohl Bescheidenheit seyn? Ich zweifele; wenigstens haben sich in unsern Zeiten so viele magere Skribler unter der Maske kritischer Gelehrsamkeit verhüllt, daß ich vielmehr glaube, es sey Schaam, sich nicht vor allen ehrlichen Leuten sehen zu lassen. Wozu beym wahren Kritiker solche unzeitige Verstellungskunst? warum soll man den Geschichtschreiber

ber gelehrter Annalen, den Lehrer des Publikums, den Wohlthäter und Freund des Autors nicht kennen? Warum soll man die Person nicht ehren, nicht lieben dürfen?

Vielleicht will sich der verstellte Recensent gegen Vorwürfe sichern? Freylich kann er das, wenn es sein Werk nur ist, Kabbalen zu schmieden und gelehrte Streitigkeiten anzuzetteln. Er kann Leser irre führen, und Autoren beleidigen, ohne dafür in Verantwortung gezogen zu werden. Der wahre Kritiker ist Feind der Partheylichkeit, Freund der Wahrheit und Offenherzigkeit; findet sich ein kurzsichtiger, rechthaberischer Autor durch ihn beleidigt, so ists unnöthig, sich mit ihm in ein Lanzenbrechen einzulassen. Man werfe so einen zehnmal zu Boden, er wird doch nie besiegter heißen wollen. Soll der gelehrte Beurtheiler sich vor dem Umglimpf eines solchen fürchten, sich vor ihm verbergen? Er kann ihm immer das Feld räumen, ohne in Gefahr zu stehen, daß man ihn einen Schwachen, oder einen Beleidiger nenne. Aber vielleicht entsteht dadurch dem Recensenten ein unnöthiger Briefwechsel? Nun das kann ja jede Recensionsanstalt auf einmal

mal verhüten, wenn sie nur ein für allemal erklärt, daß über Recensionen angefangener Briefwechsel nie erwiedert werden würde; gesetzt aber der Autor wolle sich doch rächen und einen Ausfall thun, was schadets dem Manne, zwischen dem und dem beurtheilten Autor das ganze gelehrte Publikum den Richterspruch thun kann? Dieses kleine Intresse der Recensenten, bey ihrem Recensiren Ruhe zu haben, sollte doch wohl dem großen Vortheile, den das ganze Publikum zieht, wenn die ungeschickten Kritiker ausgeschieden wären, nachgesetzt werden, wenn man anders nicht die größte Unbilligkeit für Recht erkennen will.

Noch eine Ursache der Namensverstellung der Recensenten könnte endlich auch die seyn, sich vor dem Verdachte der Partheylichkeit zu schützen. Auch diese ist unstatthaft. Es sage jeder Recensent, wie es sich gebührt, und ohne Larve geschehen würde, die reine Wahrheit, was hat er sich dann vor Verdacht zu fürchten? Durch diese Namensverbergung wird ja solcher Verdacht weit eher erzeugt und genährt, und sonst noch so viel Ungewißheit über Leser und Autor ausgestreuet, daß doch immer auf dieser

Seite Schaden gewirkt wird, wenn auf der andern Seite kein Vortheil erhalten werden kann. Vielmehr wird durch diese Verstellung Partheylichkeit veranlaßt, indem der verstellte Censor dem, welchem er als seinem Freunde wohlwill, die unverdientesten Lobrede halten, und den, welchen er haßt, auf das schändlichste herabwürdigen kann, ohne im geringsten partheyisch zu scheinen, weil man ja die persönlichen Verhältnisse, so lange der Censor unbekannt bleibt, auf keine Weise zu errathen im Stande ist. Gesetzt aber, es müßte nun einmal der Censor nicht mehr unbekannt seinem Freunde Wahrheiten vorhalten, und Irrthümer rügen, so finde ich doch die Sprache des Gelehrten und die Sprache des Freundes auf keine Weise so arm, daß nicht beydes ohne anzüglich oder beleidigend zu werden, statt haben sollte. Wäre nur unter genannten Recensenten der milde Lehrton, die bescheidene Sprache des Zweifelns, der sanfte Ausdruck bey Anzeige auffallendgewesener Mängel und Fehler erst eingeführt, so könnte immer der Freund dem Freunde, der Feind dem Feinde Recensent seyn, ohne der Wahrheitsliebe zu nahe zu treten.

Verlie-

Verlieren würde also der Recensent, als geschickter und redlicher Diener der Wahrheit, nichts, wenn er in Zukunft seinen Namen bekennte; aber würde er auch wohl dabey etwas gewinnen? Allerdings. Persönliche Liebe und Achtung, von Seiten des lesenden Publikums; Dankbarkeit und Vertrauen, von Seiten des beurtheilten Autors: ist das nicht Gewinn genug? Wen soll aber das Publikum lieben, wem soll der Autor danken, wenn der um ihn verdiente Mann hinter dem Vorhange sich versteckt? Der bekannte Lehrer, Richter, Vater neuer Einsichten, stiftet sich durch jede seiner Recensionen ein bleibendes Denkmal in den Herzen seiner gelehrten Mitbürger.

Ich komme nun zur Beantwortung der Hauptfrage, worauf diese ganze Schrift gerichtet ist; und da ich bereits so viele Gründe zur Entscheidung derselben vorausgeschickt habe, so kann ich mich nunmehro ganz kurz fassen.

Wenn ich in dem obigen gesagt habe, daß ein Recensent als ein Geschichtschreiber angesehen werden müße, der die gelehrten Annalen anfertigt und die Revolutionen jedes Jahrs mit den vorigen verknüpft,

knüpft, so muß er doch wohl ein glaubwürdiger Mann seyn, der die Wahrheit sagen kann und will. Aber über die Glaubwürdigkeit eines Geschichtschreibers, den man nicht kennt, läßt sich weder eine Untersuchung seiner Glaubwürdigkeit anstellen, noch auch irgend ein gründliches Urtheil fällen, höchstens eine Vermuthung aus der Uebereinstimmung seiner Geschichte mit der von andern glaubwürdigen Männern beschriebenen hernehmen. In diesem Betracht würde also gründliche Gelehrsamkeit, der es um richtige historische Thatsachen sehr zu thun ist, durch die Namennennung der Recensenten ungemein gewinnen. Wenn ein Semler die Meynungen eines Kirchenvaters über ein neuscheinendes Dogma, ein Meiners das System eines griechischen Philosophen, ein Kästner eine Theorie des Euklides, ein Püttmann eine Erklärung der res mancipi und nec mancipi in dem Sinne der Römer, ein Heyne eine tiefversteckte Antiquität, u. d. g. Männer mehrere, bey der Beurtheilung eines Buchs im Sinne haben, und darnach ihre Kritik abmessen, so wird man gern aus Vertrauen gegen ihre Kenntnisse ihnen Glauben beymessen; und gesetzt,

daß

daß auch einmal ein solcher Mann irrete, so würde es doch allemal ein gelehrter Irrthum seyn, der mit vielen andern großen, wichtigen und reichhaltigen Wahrheiten umgeben ist. Nennt er sich als Recensent, so wirkt sein bekannter Name die Glaubwürdigkeit, die bey dem Leser und Autor die heilsamste Wirkung hat.

Nun denke man sich ferner den Recensenten als Richter über gelehrte Thaten, würde nicht der persönliche Eindruck auf den Autor und Leser weit vortheilhafter seyn, als irgend eine Erkünstelung des gelehrten Vortrags, um sich auch selbst unter der Kappe Beyfall zu verschaffen? Ueberdem besteht ja das Urtheil des gelehrten Richters nur aus lauter Bruchstücken der wissenschaftlichen Erkenntniß, die theils von dem Gebäude des Recensenten, theils von dem Gebäude des Autors abgerissen sind; beyde sind für den Leser nicht zureichend, um sich von der Festigkeit und Schönheit des ganzen Gebäudes zu belehren, so lange der Leser außer Stande bleibt, das Gebäude des Recensenten zu erkennen, von dem jene Stücke abgerissen sind; und wird er das können, wenn der Mann, der die Bruchstücke in

die

die Recension trug, ganz unbekannt bleibt? Wie oft wünscht der wißbegierige Leser, die in einer Recension eingeschlossene Meynung und Gründe des Recensenten in ein helleres Licht gestellt zu sehen; aber es ist vergebens, weil er nicht den Mann kennt, bey dem er nach weiterm Unterrichte forschen könnte. Traurig ists, eine Hand zu sehen, die zu erfreulichen Gaben sich öffnet, von ihr Geschenke angeboten zu sehen, und sie nicht annehmen zu können, weil sie sich in einer Höhe erhält, die man nicht erreichen kann.

Neben diesen Vortheilen der weitern Belehrung des Lesers und Autors, die durch Namennennung des Recensenten möglich gemacht wird, entsteht noch durch die Namenversteckung eine merkliche Gefahr für diese beyde, in Irrthum und Verwirrung verleitet zu werden. Denn seitdem der Recensent sich verhüllt, kann er jeden Einfall, den vielleicht der recensirte Autor selbst veranlaßt hat, niederschreiben, seinem eigenen Systeme widersprechen, eine Neuerung an dieses seinem Gebäude vornehmen, ohne, daß man eine Berichtigung hierüber nachzusuchen im Stande ist; darneben ist der Deckmantel

der

der Recensenten ein bequemes Mittel, Uebereilungen, schwankende Begriffe und Urtheile, ja selbst boshaften Betrug vor jeder Verantwortung zu sichern, und so auf mancherley Weise Schaden zufügen zu können, ohne zum Ersatz wieder aufgefordert werden zu dürfen. Aus solchen Quellen kommt allein die heutige Schlüpfrigkeit gelehrter Meynungen, die Unbestimmtheit und Unvollständigkeit systematischer Kenntnisse, und eine Art von Skepticismus, der bey vielen eifrigen Liebhabern der Lektüre zu einer unheilbaren Krankheit geworden ist. Die unerhörte Menge von Recensenten, die das teutsche Publikum äffen, hat die letzte Hälfte unsers Jahrhunderts zu einer Vielwisserey verführt, an welcher bis zum Schluß dieser Epoke noch mancher Kopf, der den Wissenschaften hätte Nutzen schaffen können, erkranken wird. Die Beyspiele der Zanksucht, der Streitbegierde, der Aufgeblasenheit, der Verläumdung, der hämischen Anzüglichkeit, die sich täglich mehr von der Seite der verkappten Recensenten über die gelehrte Welt verbreiten, haben nun lange genug die Unglücklichen bethört, die nicht Kraft genug haben, sich von der starken Hand des Verführers

loszureißen; wenn wirds doch wieder Mode werden, daß der bekannte Lehrer und Freund den Wißbegierigen bey der Hand zur edlen Nacheiferung in gründlicher Erlernung wahrer Weisheit, zur Bescheidenheit in Beurtheilung seines eigenen Wissens und in Vergleichung seiner Kenntnisse mit den Kenntnissen seines Bruders, zum heilsamen Mistrauen gegen sich selbst, und zum darauf folgenden ernstlichen Fortschreiten zu bessern Einsichten führen wird? Wäre ich ein Lipsius, so würde ich eine satyram Menippæam schreiben, und durch Spott die bessern, die sich wider ernstliche Vorhaltung ihrer Fehler und wider alle Besserung hartnäckig sträuben; oder wäre ich ein Hogarth, so würde ich in treffender Karikatur die große Maskerade schildern, die uns schon so lange das ekelhafteste Schauspiel gegeben hat.

Eine Begebenheit aus den Tagen Gotthard Kettlers.

Man stößt in der Geschichte großer Männer oft auf Thatsachen und Ereignisse, die dem hohen Ideale, das man von ihren Herzen und Geiste mit fester Zuversicht gefaßt hat, zu widersprechen scheinen; zumal, wenn das Urtheil ihrer Zeigenossen darüber ungleich und unübereinstimmend ausfällt. Von dieser Art ist aus den Zeiten Gotthard Kettlers die Geschichte des unglücklichen Grafen von Arz, oder Arce, deren Henning, Russow, Kelch und Arndt in ihren livländischen Geschichten erwähnen. Die drey erstern sprechen einstimmig aus einem Tone davon; einer kürzer, der andre ausführlicher, zum Nachtheile des unglücklichen Grafen; aber Arndt, der sich auf Neustädts *) Zeugniß

*) Franz Nystädt, oder Neustädt, war ums Jahr 1586 Bürgermeister zu Riga; ein rechtschaffner, kluger und in den damaligen unruhigen und blutigen Zeiten höchst thätiger Mann. Er hat eine livländische Chronik bis aufs Jahr 1609 verfasset, die nie gedruckt worden ist, und schwerlich noch ganz

niß stützt, scheint ihn für unschuldig zu halten: wenigstens hat ihn Neustädt, der die ganze Begebenheit selbst erlebt hat, offenbar dafür erklärt.

Ich will einen Versuch machen, diesen in der Geschichte des Herzogs denkwürdigen Vorfall, nach Anleitung der vorgenannten vier Schriftsteller, ausführlich zu erzählen, und ein kurzes Gemälde des Zustandes der Sachen in Livland und Kurland, als diese Begebenheit sich zutrug, vorausschicken.

Livland war, nachdem es schon, durch Kettlers Vermittelung, sich der Krone Polen unterworfen hatte, doch immer noch in einer mißlichen und unglücklichen Lage. Schweden, Polen und Russen verheerten und entvölkerten itzt wechselsweise das gänzlich erschöpfte Land, und die Herrschaft dieser Mächte war, wie Menius **) sagt, nicht mehr, wie

sondern nur in einem Auszuge, der ebenfalls immer seltener wird, sich noch hin und wieder in Livland finden läßt. — Arndt und Gadebusch haben ihn in ihren Jahrbüchern mit vielem Vortheile gebraucht.

**) In seinem historischen Prodromus des livländischen Rechtens und Regiments, S. 28.

wie anfangs, unterschieden, sondern ziemlich unter einander vermischt. Was heut die Polen eroberten und gewannen, griffen morgen die Schweden an, und kaum hatten diese wieder ein Schloß oder einen Paß eingenommen, als sie schon der Macht des siegreichen Czaaren ihn räumen mußten. In dieser Zeit der Verwirrung und des Blutvergießens herrschten Eifersucht, Mistrauen und Argwohn allgemein, und es kostete viel, bey der Wuth der kriegenden Partheyen gegen einander, nur Verdacht des Verraths zu vermeiden.

In dieser unruhigen Zeit nun ward, wie Menius angiebt, auf Anstiften der Jesuiten, eine Vermählung des Großfürsten Johann in Finnland, eines Bruders König Erichs des vierzehnten von Schweden, mit der Schwester des Königs Sigismund August, Katharina, verabredet; damit, wie Menius weiter sagt, der älteste Prinz, der von ihnen geboren würde, auf jeden Fall einen Zutritt zum Reiche Polen haben sollte, oder, es liefe, wie es wollte, es würde Johann König in Schweden, oder bliebe Großfürst in Finnland, ihm doch sein ältester Sohn in der Regierung folgen, und dadurch,

wo

wo nicht ganz Schweden, doch wenigstens Finnland, an Polen gebracht werden möchte. — So urtheilt über dieses Ehebündniß Menius, ein Schriftsteller, der manchmal weiter sieht, als man ihm zuzutrauen gewohnt ist, und manchmal wieder weiter gesehen zu haben sich einbildet, als er wirklich sieht.

Im Herbste 1562 traf Herzog Johann zu Kawen in Litthauen ein, wo er mit Katharinen feyerlich verlobt ward. Das fürstliche Beylager selbst ward zu Wilna bald darauf vollzogen. — Nun war, wie Henning schreibt, wegen des Krieges der Schatz des Königs von Polen fast erschöpfet, also daß er ohne Beschwerde seinem Schwager, dem Herzoge von Finnland, das Ehegeld nicht erlegen konnte, sondern von ihm noch so viele tausend (Einhundert und zwanzig tausend Thaler) empfieng, für welches in eine Summe zusammengezogen der König ihm in Livland sechs Häuser unterpfändlich verschrieb. So weit Henning. Die ganze Summe soll sich auf dreymalhunderttausend Thaler belaufen haben. Die Pfandhäuser waren Kartus, Helmet, Trikaten, Ermes, Rayn und Burt-

nek, worüber Johann, bey seiner Rückreise durch Finnland, einen angeblichen, oder unächten Grafen Johann von Arz (Arce) zum Statthalter bestellete.

Aber König Erich, der mit dieser Heurath höchst unzufrieden war, ließ seinen Bruder bald nach seiner Ankunft zu Abo sammt seiner Gemahlinn in Verhaft nehmen, und gefangen nach Stockholm bringen. Auch ließ er das Hauptschloß Karkus in Livland durch seine Leute überrumpeln.

Bey diesen Mishelligkeiten gerieth der unglückliche Graf von Arce in große Verlegenheit, zumal, da auch die Russen auf diese Schlößer Anspruch machten, und er nicht im Stande war, dem einen, wie dem andern, Widerstand zu thun. Hier nun ist das Urtheil der Schriftsteller über sein Verfahren verschieden. Henning, Russow und Kelch, denen auch Menius beystimmt, führen einmüthig an, der Graf habe diese Gelegenheit wahrgenommen, und mit dem Großfürsten (Czaaren) zu Moskau auf eine verrätherische Art, zum Schaden seines Herrn und des Landes, darüber in geheim Unterhandlung gepflogen. Er habe sich gegen den Czaaren anheischig gemacht, ihm, wofern er ihm

dersel-

derselben Pfandhäuser eins, namentlich Helmet, erb- und eigenthümlich verschreiben und ihn dabey schüzzen und handhaben wolle, die andern fünfe alle zu überliefern und in die Hände zu stellen. Der Großfürst, erzählt Henning weiter, säumte nicht, und fertigte Volk ab, solches ins Werk zu richten. Als aber die Russen eines Theils mit dem Grafen auf Trikaten gelassen, die andern mit dem Geschütze feindlich abgewiesen waren, ward also der vermeynte Graf von den Teutschen auf Trikaten gefangen genommen, dem Herzoge von Kurland, als königlichem Statthalter, nach Riga ausgeliefert und nach gehaltenem Rechte daselbst — in den Straßen mit glühenden Zangen gerissen, endlich auf Räder, sammt zweyen oder dreyen seiner Helfershelfer, geleget. Henning beschließt seine Nachricht mit folgender Anekdote: Da hat mannich redlich Mann an ihm gesehen und vernommen, wie lieb das Leben sey, um welches Fristung und Erhaltung willen er sich erbat, seine lebendige Tage vorm Stalle, an einer eisernen Kette, wie ein Hund zu liegen, und nur allein Wasser und Brod zu fressen. Es hat ihm aber so gut nicht werden können. Diese Anekdote

haben

haben alle, die derselben Begebenheit erwähnen, Henningen mit denselben Worten nacherzählt. — Henning, der vertraute Rath Kettlers, der des ganzen Handels in allem kundig seyn mußte, verdient als Geschichtschreiber vielen Glauben, und seiner Erzählung nach war der Graf ein Verräther, der alle die Martern verdiente, die mit seiner Hinrichtung zu Riga vergesellschaftet waren, und noch itzt in der Erzählung Entsetzen und Schaudern erregen.

Aber nun höre man, wie Neustädt, ein Zeitverwandter Kettlers, so gut als Henning, und nach ihm Arndt die ganze Begebenheit vorstellen! "Bey diesen Händeln, nämlich König Erichs mit seinem Bruder Johann, sagt Arndt, kam der Graf Arce ins Gedränge, zumal da die Russen diese Festungen auch forderten, und er sich nicht im Stande der Gegenwehr sahe. Sein Ansuchen bey den Polen um Hülfe ward mit kurzen Vertröstungen ohne Nachdruck abgewiesen. Der Graf, um seines Herren Pfandhäuser nicht ganz zu verspielen, hielt es fürs rathsamste, mit dem russischen Befehlshaber in Dörpt, dem Knesen Anderi Kürpsche, einem leut-

seligen

seligen und klugen Herrn, die Abrede zu nehmen, er wolle dem Knesen Helmet so lange zum Pfande geben, bis sein Herr aus dem Gefängnisse loskäme, und weitere Verabredung treffen könnte. Er bestellte auch den Knesen zu einem Besuche nach Helmet, wo die Uebergabe in der Stille geschehen sollte: er versah es aber darinn, daß er den Handel etlichen seiner Leute vertraute. Diese waren der Absichten des Grafen ganz unkundig, und redeten unter sich einen Hinterhalt ab. Denn da sie mit dem Grafen zu Tische saßen, erwischten sie ihn am Halse bey der güldenen Kette, steckten ihn in ein finstres Loch, und gaben auf den Knesen und dessen Leute Feuer, welches diesen redlichen Mann zwar zum Rückzuge, aber auch zu großer Erbitterung brachte. Den Grafen lieferten sie nun an den Herzog von Kurland aus, welcher ihn Mittwochs vor Weyhnachten 1563 mit glühenden Zangen zerreissen, viertheilen und auf vier Räder legen, seinen Sekretär aber mit dem Schwert hinrichten ließ. Henning, fährt Arndt weiter fort, hat diese Begebenheit gar partheyisch erzählt. Neustädt hingegen bezeugt, daß fast Jedermann von der Unschuld des

Grafen

Grafen und seinen billigen Absichten überzeugt gewesen sey. — Sonderbar und bedenklich sind allerdings die Vorfälle, die sich bey seiner Hinrichtung, nach Neustädts Erzählung, ereigneten. — Der Rathsherr Vincenz Klandorff, den die schmähliche Marter des Grafen jammerte, gieng nach Hause, zog sich ab, und — blieb gleich todt. Eine Frau, die vom Boden herunter ihn mit glühenden Zangen reißen sah, fiel herab und brach den Hals. Ein Bauer, der dabey stand, stieß sich das Messer durch die Brust. Der Büttel, welcher die Kohlen anblies, stieg vom Wagen, legte den Kopf auf den Blasebalg und blieb auf der Stelle todt liegen. Von seinen Verräthern wurden in der Folge die meisten blind. Der Knese Andrei, der der Ungnade seines Czaaren halber, nach Polen flüchten mußte, hat die Unschuld dieses Mannes mit vielen Seufzen beklagt. Sonst war der Graf von Arce ein verständiger Herr, und in Anlegung guter Festungen und der ganzen Kriegskunst wohl erfahren, wie denn auf seinen Rath die Stadt und Schloß Reval mit Graben, Wällen und Streichwehren wohl befestiget worden sind." — Auch Russow rühmt ihn von dieser

ſer Seite, wenn er von ihm ſagt: "Welker ſunſt vele guder gauen, vnde ein groth anſehent, van wegen ſyner Krygeserfarunge by mennichliken hadde, wen he men ſolkes in demoedt hadde thom beſten wenden willen."

Und nun, wenn alle die ſchaudervollen Wirkungen ſich bey ſeiner Hinrichtung in Wahrheit unter den Zuſchauern derſelben geäußert haben; wenn ſein Tod wirklich ſo grauſam und gräßlich war, und wenn endlich die Strafe ſeine Schuld überſtieg, oder, wenn er vielleicht gar unſchuldig war, was ſoll man denken von den Zeiten, in denen er gerichtet ward? was von den Richtern, die zu ſolchem Tode ihn verdammten? Kettler erſcheint in der Geſchichte jener blutgierigen Tage doch immer als ein leutſeliger, gottesfürchtiger und gerechter Mann, ob er gleich offenbar einer der verſchlagenſten Köpfe ſeiner Zeit und auch ein unternehmender und unerſchrockner Krieger war. Vielleicht war er nicht Schuld an dem harten Schickſale des vermeynten Landesverräthers? oder, vielleicht hielt er ihn für ſchuldig und eine ſo ſchmähliche Strafe, nach dem Zuſtande und der Sinnesart der damaligen Zeit, für gerecht

und

und nothwendig? vielleicht auch hat Neustädt zu sicher seinem eignen mitleidigen Gefühle gefolgt, und vieles zu des armen Verurtheilten Besten gekehrt, was das strenge Recht nicht so gut deuten läßt? — So verunstaltet selbst die Geschichte machmal Handlungen, und macht durch widersprechende Vorstellungen bey der Nachwelt oft Männer verdächtig, deren ganzes Leben eine Reihe schöner Thaten und gemeinnütziger Tugenden war. Nur die Philosophie hilft Wahrheit von Ungewißheit und falscher Darstellung sichten; sie leite den Patrioten einst, der es unternimmt, Gotthards Geschichte zu bearbeiten, daß er nicht strauchle bey mehrern Steinen des Anstoßes dieser Art, auf die man auch in dem Leben dieses großen Mannes nicht selten mitten auf geradem Wege stößt. — —

Ueber Lavoisiers vorgebliche Entdekkung, daß das Wasser kein Urelement sey.

Man ist es schon gewohnt, daß von Frankreich her neben wirklich großen Erfindungen auch Nachrichten von neuen Entdeckungen verbreitet werden, deren viele sich eben so schnell wieder verlieren, als die vorgegebenen Entdeckungen selbst zu flüchtig, ohne durch den Geist des Tiefsinns geprüft zu seyn, gemacht worden waren, so, daß öfters das Gerücht von der Entdeckung zugleich mit der Wahrheit der Entdeckung dahinschwindet. So geht es mit vielen gerühmten neuen Erfindungen, unter deren Menge nur der Sachkundige diejenigen für wahrscheinlich, oder auch wohl für wahr hält, die von Männern herrühren, welche als gründliche Kenner einer Kunst, oder Wissenschaft, sich ausgezeichnet haben. Wenn aber einem Lavoisier, einem der berühmtesten Chemiker unsers Jahrhunderts, eine Entdeckung zugeschrieben wird, die durch ein in seiner bekannten Geschicklichkeit gegründetes Vorurtheil noch einen Grad der Wahrscheinlichkeit erhält, so zweifelt der

Sach-

Sachverständige um so weniger an der Richtigkeit derselben, und fühlt sich geneigt, so schwierig er auch vielleicht die Entdeckung hält, der Wahrheit seinen Glauben zu schenken. Inzwischen wird doch niemand diesem verdenken, daß er um so eher seinen Glauben wanken lasse, je größer die vorgegebene Erfindung selbst ist, und je mehr sie von Wahrheiten und Systemssätzen umgeben ist, die sonst ganz ausser der Sphäre menschlicher Sinne, mithin menschlicher Erfahrungen, und gewisser Arten von künstlichen Versuchen und Beobachtungen, liegen. Dieß ist gerade der Fall mit der vorgeblichen Entdeckung Lavoisiers, daß das Wasser kein Urelement sey, sondern in Theile zersetzt und aus andern Körpern wieder erzeugt werden könne.

Diese Sache hat vermuthlich in unserm wißbegierigen Publikum verschiedene Fragen, Unterredungen und Nachdenken veranlaßt, und es könnte wohl noch mancher übrig seyn, dem es an richtigen Begriffen von der Elementarwelt, deren Eigenschaften, Kräften, Zuständen und Veränderungen fehlt; für diese will ich einen Versuch machen, mich auf eine möglichst faßliche Weise von den Uranfängen

gen der Körper oder sogenannten Elemente, insbesondere von dem Wasser, als einer Art der bisher aufgezählten Uranfänge der Körperwelt, mitzutheilen.

Alle Körper, die sich nur auf der Erde befinden, sind aus Theilen zusammengesetzte Dinge und können also auch wieder in Theile zerlegt werden. Der Somatologe denkt sich diese Theilbarkeit von einer Stufe zur andern, bis er mit seinen Gedanken in der Theilbarkeit einen Stillstand machen muß, hier nun die Grenze für die Körperwelt sieht, und nur einfache Substanzen erkennt, die er als den ersten Grundstoff der ganzen Körperwelt betrachtet. Diesem ersten Grundstoffe schreibt er allein die Kräfte zu, von welchen alle Erscheinungen in der Körperwelt herrühren, und nennt die in die Sinne fallende Körper bloße Erscheinungen, oder wie er sich ausdrückt, substanzirte Phänomene. Ihm ist also die ganze Körperwelt eine Scene, worinn die Elemente ihre Rolle spielen, und bald dieser Akt bald jener vorkömmt, je nachdem ihnen die Handlung angewiesen, und für den aufmerksamen Zuschauer ein Vorhang aufgezogen, oder wieder abgelassen wird.

Was der Philosoph in Gedanken thut, das geschieht

schiebt vom Chemiker in der That: nur jener schreitet über die sinnlichen Grenzen der Körperwelt hinaus, diesem schwindet die Kunst, wenn er auf Dinge komt, die sich seiner scheidenden Hand entziehen, weil die Mittel, deren er sich hierzu bedient, in die Substanz der letzten Bestandtheile nicht einzudringen vermögen. Die letzten Körperchen also, die für die chemische Kunst keine Theilbarkeit mehr haben, sind bey dem Scheidekünstler Urstoffe, Uranfänge, Elemente. Alle Elemente zusammengenommen heißen bey dem zum klassificieren so bereitwilligen Naturforscher das Elementarreich, welches er nach den unter den Chemikern gemeinsten Beobachtungen in vier verschiedene Regionen abtheilt und Erde, Feuer, Luft und Wasser nennt. Aristoteles, oder auch schon lange vor ihm Empedokles, hat zuerst diese verschiedenen Elemente gezählt und er hat darin bis auf den heutigen Tag die meisten Chemiker und Naturforscher zu Nachfolgern gehabt, weil wirklich bey der höchsten Anwendung der Scheidekunst man auf keine andere einfache Substanzen als nur auf diese allein hinaus kommt; wenigstens ist die Meynung der vorigen Jahrhunderte, die sich

bis

bis zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunders mit vielem Beyfalle erhalten hatte, daß Salz, Schwefel und Queckſilber die drey Elemente der Körperwelt ſeyn, gänzlich verworfen; es ſey denn, daß noch ein trauriger Reſt in dem Kopfe eines Alchemiſten, oder wie ſie ſich verſtellt zu nennen wiſſen, eines Naturweiſen, übrig ſey.

Erde, Feuer, Luft und Waſſer alſo heißen in unſerm großen chemiſchen Jahrhunderte, in deſſen letztern Hälfte ſich Lehmann, Pott, Vogel, Gellert, Macquer, Baumé, Marggraf, Wallerius, Model, Bergmann, Spielmann, Weizel, Wenzel, Scheele, Prieſtley, Wiegleb, Lavoiſier, Achard u. ſ. viele andere auf die merkwürdigſte Weiſe ausgezeichnet haben, die Uranfänge der Körperwelt, weil bisher noch niemand im Stande geweſen iſt, dieſe Beſtandtheile der Körper in andere ungleichartige Theile zu zerlegen, daher man ſie als aus lauter gleichartigen Theilen beſtehend angeſehen hat. Inzwiſchen hat doch keiner behauptet, daß dieſe Elemente keiner Zerlegung weiter fähig ſeyn; man hat vielmehr nur die bisherige Kunſt für zu ohnmächtig gehalten, die Elemente in ungleichartige Theile

aufzulösen, und aus eben diesen ungleichartigen wiederzusammenzusetzen. Die englischen Chemiker sind ohnstreitig die ersten und neben diesen die schwedischen und teutschen, welche die chemische Kunst in weiterer Untersuchung der Elemente selbst zu versuchen bemüht gewesen sind; ihren Fußstapfen folgte der Franzose, unter denen dem berühmten Lavoisier, welcher sich mit den Ritter Landriani zu gleichen Versuchen verband, nicht nur ein Zeitungsgerücht sondern auch ein Brief, deßen Crell in seinen chemischen Annalen gedenkt, die Ehre einer neuen Entdeckung zuschreibt. Ob Frankreichs Söhne zu voreilig dem neuen Erfinder gehuldigt haben, oder ob die Erfindung durch beglaubtere Nachrichten wirklich bestätigt werden wird, das muß die Zeit lehren.

Zu diesem neuen Auftritte will ich meine Leser vorbereiten, und deswegen noch etwas mehreres von den genannten chemischen Elementen, und sodann besonders von den Versuchen, die man seit einiger Zeit mit dem Wasser angestellt hat, beybringen.

Unter dem Element, welches der Chemiker Er-

de nennt, verſteht er keinesweges die gemeine grobe Erde, ſondern eine feuerbeſtändige, in reinem Waſſer unauflösliche Subſtanz, die durchaus von einer gleichartigen Natur erkannt wird, der Grund aller ſichtbaren und begreiflichen Körper iſt, und dieſen Härte, Feſtigkeit und Schwere giebt. In ihrer urſprünglichen Reinigkeit iſt ſie bis jetzt noch nicht bekannt, und ſcheint in ihrem eigentlichen elementariſchen Zuſtande nirgends in der Natur angetroffen werden zu können. Die letzte Erde, auf welche der Chemiker bey ſeinen geſchickteſten Scheidungen hinaus kommt, ſcheint ihm noch immer zu ſehr aus ungleichartigen Theilen zuſammengeſetzt zu ſeyn, ſo daß er ſie gerade nicht für das Element hält, ſondern mit dem Verſtande blos ſich die eigene reine elementariſche Erde gedenkt, die dem einen Chemiker kieſelartig, dem andern aber kalkartig zu ſeyn ſcheint. Die reinſte Erde wird aus dem Regenwaſſer und aus Laugenſalzen erhalten, der aber doch noch immer etwas fremdartiges anhängt, wovon ſie bisher nicht hat getrennt werden können.

Das Feuer, von dem hier die Rede iſt, iſt nicht das gemeine, leuchtende, oder hitzende oder flam-

men-

mende Wesen, welches unter gewissen Umständen den Körpern beywohnt, sondern man versteht darunter die Materie, welche über unsern ganzen Erdball, in und über alle Körper ausgegossen ist, und in unsern Zeiten die Lichtmaterie oder das Elementarfeuer genannt wird. Man erkennt sein, durch die ganze Natur ausgebreitetes Daseyn nur aus seinen Wirkungen, nach welchen es das wirksamste Element in der Natur ist. Von diesem Elementarfeuer hängt die Flüßigkeit aller Körper ohne Unterschied, alle Bewegung und alle Wärme ab. Es scheint selbst die einzige an und vor sich selbst flüßige Substanz zu seyn, welche alle Körper zu durchströmen im Stande ist, hier erhält und belebt, dort zerstört, je nachdem es sich unter verschiedenen Umständen befindet. Ist es aber mit gewissen andern Substanzen verbunden, und macht also in der Art einen wahren Bestandtheil eines Körpers aus, so ist es in Ruhe und unwirksam; sobald es durch irgend einen neuen Umstand zur Wirksamkeit gereizt wird, so verläßt es die Ruhe und äußert sich auf die mannigfaltige Weise, daß es erstlich als Licht ohne Wärme, d. i. als kaltes Licht, das nicht zündet, z. B. im Phosphor,

sich äußert: zweytens als Wärme ohne Licht in der ganzen Körperwelt; denn kein Körper ist der Wärme ganz beraubt: drittens als Wärme und Licht, z. B. im elektrischen Funken, im Sonnenlicht; viertens als glühende Hitze; und fünftens als flammende Hitze, wo es die stärkste Schnellkraft und Bewegung zeigt.

Nach unsern noch eingeschränkten Kenntnissen scheint also das Feuer ein ganz einfaches Wesen zu seyn, welches keine Bestandtheile hat, und eben deswegen um so leichter selbst ein Bestandtheil aller Körper werden kann. Licht, Wärme, Hitze, Feuer sind also blos Modifikationen einer und eben derselben Materie, welche die Feuermaterie, oder Lichtmaterie, oder Elementarfeuer genannt wird.

Die noch übrigen beyden Elemente, die Luft nämlich und das Wasser sind schon weniger einfach, als die vorigen, und werden deswegen von verschiedenen neuern Chemikern, z. B. Weigeln, nicht für wahre Uranfänge gehalten. Wenigstens haben Priestley, Scheele, Achard und Landriani hinreichende Vermuthung festgestellt, daß die Luft aus ungleichartigen Dingen bestehe, und also kein wahres Elemen

ment sey. Diese neuen Beobachtungen haben daher auch wirklich einige der jetzt lebenden Naturforscher auf die Meynung gebracht, daß Aether und Erde allein die Elemente der Körperwelt seyn; daß Aether durch seine Bewegung Luft und Feuer verursache; daß Wasser eine durch Feuer geschmolzene Erde sey; daß Luft ein vom Feuer im höchsten Grade aufgelöstes und mit demselben vereinigtes Wasser sey, und vielleicht dürfte durch manche neuere Entdeckung, dergleichen die Lavoisiersche nicht die einzige ist, manches von diesen Meynungen bestätigt werden; wenigstens hat schon Landriani die brennbare und dephlogistisirte Luft in Wasser zu verwandeln, den Crellschen Annalen zufolge, das Glück gehabt.

Die Luft, bey deren Beschreibung ich mich zum Theil auf das berufen kann, was ich davon im ersten Stücke dieser Monatsschrift gesagt habe, ist eine unsichtbare, schwere und elastische Materie, die sich verdünnen und verdichten läßt, und auf keinen andern Sinn, als gewöhnlich auf das Gefühl, und bey gewaltsamer Bewegung auch auf das Gehör wirkt. Sie ist fast niemals in ganz reinem Zustande

zu erhalten, da sie allezeit mit Feuermaterie, mit Phlogiston, mit Wasser und verschiedenen Arten von Dünsten, die die Körper der Erde unaufhörlich ausdünsten, angefüllt ist. Sie ist dem ganzen Erdboden, besonders den organischen Geschöpfen ganz unentbehrlich, dringt nicht blos in ihre Zwischenräume, sondern wird auch ein hauptsächlicher Bestandtheil derselben; als ungebundene atmosphärische Luft nimmt sie alle Ausdünstung auf und verbreitet Nahrung und Wachsthum über die Erde, löset das Wasser auf und streuet mit demselben wieder Fruchtbarkeit auf die Gewächse. Die neuern Chemiker, unter denen in Ansehung der Untersuchung der Luft sich Priestley vorzüglich auszeichnet, halten sie nicht für einen Uranfang, sondern für einen gemischten Körper, und Priestley hat zuerst gewagt, die atmosphärische Luft aus Salpetersäure und Erde bestehend, mit so viel Phlogiston verbunden zu halten, als zu ihrer Elasticität erforderlich ist, und sodann noch mit so viel Phlogiston mehr angeschwängert, daß sie anstatt vollkommen rein (im chemischen Verstande) zu seyn, nur in einem mittlern Grade rein ist. Nimmt man dazu die Lambertsche Theorie,

nach welcher die reine Luft wenigstens um ein Drittheil weniger dicht ist, als die gemeine Luft, so könnte dieses fehlende Drittheil dem, vom Priestley behaupteten Phlogiston zuzuschreiben seyn. Was Priestley von der Luft behauptete, daß sie aus Säure bestehe, das kehrt Lavoisier um und meynt, die Säure bestehe aus Luft. Andere haben von der Luft eben so geurtheilt, als vom Wasser, daß sie nemlich eben so veränderlich sey, als sie das Wasser ansehen, und es sey die Luft eine durchs Feuer flüßig gemachte Erde.

Ich komme endlich auf das vierte Element, nämlich das Wasser. Die Natur liefert nie ein ganz reines von fremdartigen Materien ganz befreytes Wasser. Denn das Fluß- Regen- Brunnen- und Schneewasser enthält allezeit verschiedene Salze und Erdtheilchen, die durch Abdünstung des Wassers zum Vorschein kommen. Inzwischen so wie es die Natur liefert, so tritt es als ein Bestandtheil in alle Körper, und verbindet sich mit der Masse derselben so genau, daß kein so trockner Körper zu finden ist, aus welchen nicht noch etwas Wasser durch chemische Kunst herausgebracht wer-

den

den könne. Für die organischen Körper ist es besonders nothwendig, und in denselben in so großer Menge angehängt, daß z. B. im menschlichen Körper die ganze Schwere des Menschen zu den festen Theilen sich verhält, wie vier zu eins; ja dieses Verhältniß würde noch größer seyn, wenn man auch auf die mit den festen Theilen noch besonders als Bestandtheil verknüpfte Flüßigkeit Rücksicht nehmen wollte. Sogar aus den dürrsten Erden, die Monate lang ausgetrocknet sind, und aus den festesten Steinen kann durch Hülfe des Feuers noch Wasser ausgeschieden werden; und eben diese Erscheinungen sind die Ursache, warum das Wasser unter die Zahl der Elemente noch immer gerechnet wird. Daraus folgt aber noch nicht gleich, daß das Wasser aus lauter gleichartiger Materie bestehe, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß es, so wie die Luft, nicht ganz einfach sey, nicht also so einfach sey, wie man das Elementarfeuer und die elementarische Erde dafür hält. Ja man wird sich unter den heutigen so aufgeklärten Chemikern keinen Vorwurf eines Irrthums zuziehen, wenn man alle jetzt genannte Elemente für zusammengesetzte,

nicht

nicht ganz gleichartige Körper hält, nur mit dem Unterschiede, daß es bey der Luft und dem Wasser wahrscheinlicher ist, als bey der Erde und dem Feuer. Und es wird sich auch niemand über eine solche Meynnng wundern, der in der Werkstatt der Natur bekannter ist, und schon darinn gelernt hat, wie kein Element so ganz rein in eine körperliche Grundmischung eingehen könne, ohne daß es vorher durch gewisse Assimilation und Annährung zur Natur des Körpers, dessen Bestandtheile es werden soll, als ein Nebenanfang gebildet und zum Eintritt und zur Verbindung mit dem Körper geschickt gemacht sey; denn dieß ist die Regel der Natur, nach welcher ein Körper fremde Körper in sich aufnimmt, und als seine Bestandtheile behält. Es ist also auch gar nicht zu verwundern, daß vier der berühmtesten neuern Chemiker, Marggraf, Bergmann, Fontana und Lavoisier zum öftern Versuche angestellt haben, das Wasser, welches sie als ein nicht ganz gültiges Element in Verdacht zogen, in seine Bestandtheile aufzulösen.

Die ersten Versuche in dieser Absicht giengen dahin, das Wasser in Erde zu verwandeln, und

wenn

wenn das geglückt wäre, so wäre es auch zugleich bewiesen, daß, wie Bergmann meynt, das Wasser nichts anders sey, als Erde durch Feuer flüßig erhalten. Die merkwürdigsten Versuche hat wohl zuerst Marggraf gemacht, und es scheint wirklich bey der gewöhnlichen Genauigkeit der Marggrafischen Versuche, die er in dem ersten Bande seiner chymischen Schriften angezeigt hat, eine Vermuthung für diese Meynung zu entstehen; inzwischen sind doch zu wichtige Zweifel dagegen, daß man nicht vielmehr mit Boerhave, Baumé, Lavoisier und Scheele auf die gegenseitige Meynung treten sollte. Auch Fontana will durch genaue Versuche gefunden haben, daß sich das Wasser nicht in Erde verwandeln lasse, und daß der Bodensatz, der sich in Kolben findet, wenn man das Wasser, — wie er gethan hat, — vierzehn Monate lang, Tag und Nacht, im Feuer hält, keine Erde, sondern eine Auflösung des Glases sey. Das Glas verliert dabey an seiner Glätte und Durchsichtigkeit nichts, wohl aber an Gewichte. Vor Fontana hatte Lavoisier *) die Verwandlung des Wassers in Erde versucht,

*) In seinem prem. Mem. sur la nature de l'eau, & sur les Experiences, par les quelles on a pretendu

sucht, indem er eine gewisse Menge Wassers hundertmal in einem Tage distilliret hat, ohne eine Verminderung des Gewichts im Wasser zu bemerken; die Erde aber, welche er dabey erhalten hatte, schrieb er dem Abreiben des Glases zu. Hierwider hat de Machy **) verschiedenes einzuwenden gefunden, und glaubte, die Verwandlung des Wassers in Erde durch neue Versuche außer Zweifel zu setzen, und hatte, — wenn er anders so vorsichtig als erforderlich ist, um nicht in die Irre geführt zu werden, zu Werke gegangen ist, — wirklich etwas mehr als ein Drittheil des Wassers in Luft und ein zweyundsiebenzig Theil in Erde verwandelt. Dieser Versuch hat aber unter den chymischen Köpfen unserer Zeit kein Glück gemacht, es wird vielmehr noch immer fest behauptet, daß das Wasser nicht in Erde verwandelt werden könne, und Macquer, in seinem chymischen Wörterbuche v. Wasser, der alle diese Versuche als ein großer Ken-

prouver la possibilité de son changement en terre in den Memoires de l'acad. a Paris, année 1770 second. Mem. ebendaselbst S. 50.

**) Im Recueil de dissertations physico-chymiques, par de Machy. Amstd. 1774.

Kenner geprüft hat, zweifelt mit fester Zuverläßigkeit an der Auflösbarkeit des Wassers in Erde.

Vergleicht man nun mit diesen bisherigen Versuchen der größten Chemiker unsers Zeitalters, ja selbst mit den ältern Versuchen des Lavoisiers, die neueste Nachricht, so hat es wirklich den Anschein, als wenn die aus der großen Quelle neuer Erfindungen geschöpfte Zeitungsnachricht, daß Lavoisier das Wasser in seine Theile zu zersetzen und wiederherzustellen gefunden habe, verdächtig werden müsse, oder daß Lavoisier, voraus gesetzt, daß er als ein gründlicher Kenner seiner Kunst sich nicht kann täuschen lassen, einen ganz neuen Weg zur Zerlegung der Bestandtheile des Wassers und zur Feststellung der Wahrheit, daß das Wasser kein wahres Element sey, habe einschlagen müßen. Vielleicht ist er dann gar den Weg des Priestley weiter fortgewandelt, der das Wasser in eine beständig elastische Flüßigkeit, das ist in Luft, in der ein Holz brennet, und hernach diese wieder in atmosphärische Luft verwandelt hat. Vielleicht hält er das Wasser mit der Luft, ihren Bestandtheilen nach genommen, für einerley, und nennt das Was-

ser

ser ein aus Salpetersäure, Phlogiston und Erde gemischten doch anders als die Luft modificirten Körper; vielleicht versteht er die Kunst, diese Theile ihre Verhältnisse und Modifikation anzugeben; vielleicht — ist wohl die ganze Nachricht aus dem Meere französischer Mährchen geschöpft.

Inhalt des zweyten Quartals der Mitauischen Monatsschrift:

April.

Seite.

Ueber die Wanderungen der Wissenschaften. 3

Kleanths Hymm auf den Zevs. 22

Mosaische Kosmogonie. 27

Beantwortung der im vorigen Stück aufgeworfnen antiquarischen Frage. 59

Bemerkungen auf einer durch die westlichen und nördlichen Provinzen Englands im Jahre 1779 gemachten Reise. 63

Volksmenge von Liv- und Esthland, im Jahre 1783. 87

Anfragen. 93

May.

Fortsetzung der Bemerkungen auf einer durch die nördlichen und westlichen Provinzen Englands im Jahr 1779 gemachten Reise. 99

Ueber die drey Erzieher des Plutarch, Natur, Unterricht und Gewohnheit. 127

Ueber die Verbesserung des Mittags und der Mitternacht aus übereinstimmenden Sonnenhöhen. 174

Junius.

Völkerfambisches Diarium. 201

Zu Schwanders Andenken. 217

Gewinnt oder verliert die gründliche Gelehrsamkeit, wenn Recensenten ihre Namen bekennen? 225

Eine Begebenheit aus den Tagen Gotthard Kettlers. 263

Ueber Lavoisiers vorgebliche Entdeckung, daß das Wasser kein Urelement sey. 274